

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2012)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

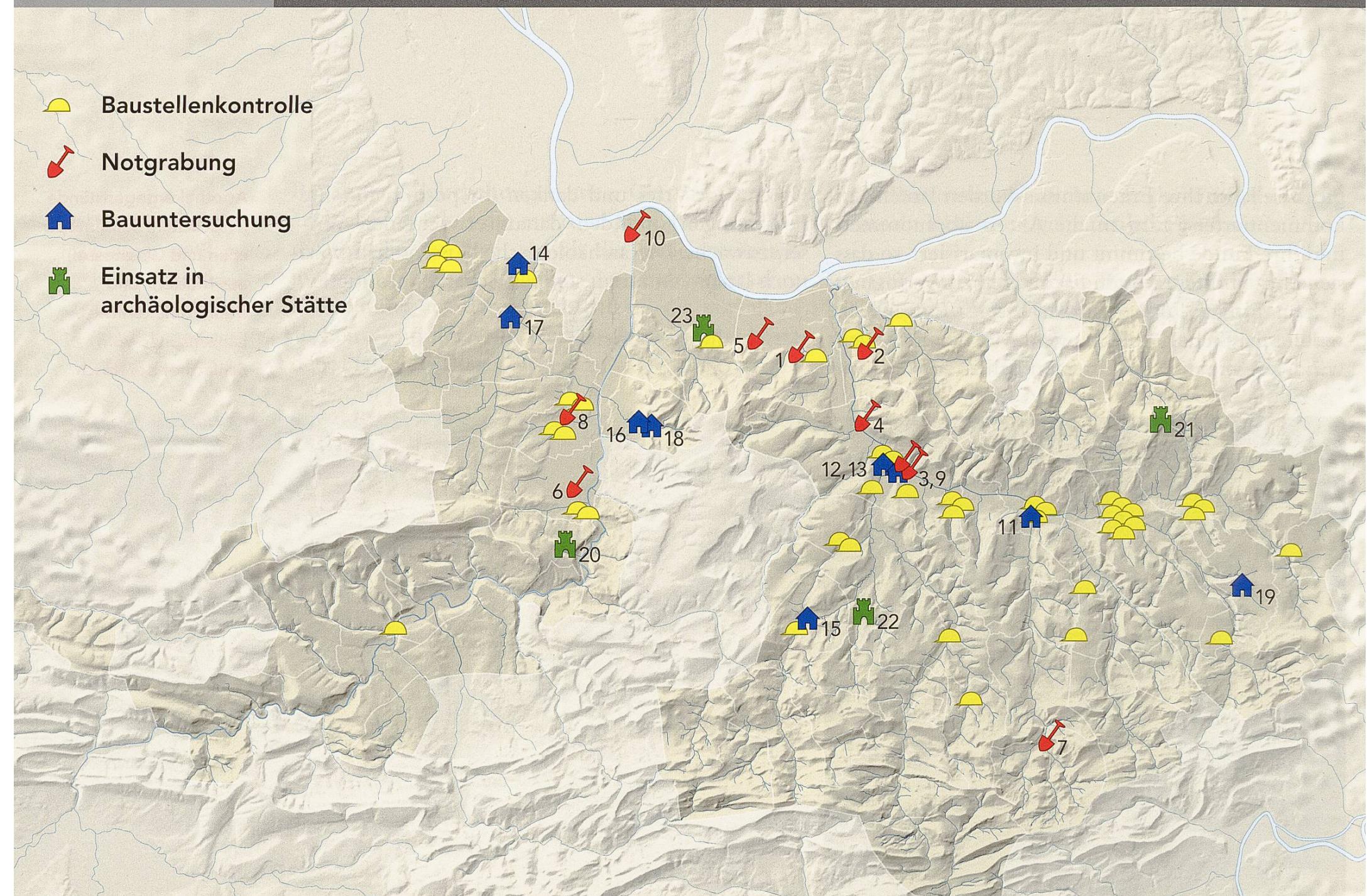
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grabungen und Bauuntersuchungen

Das Berichtsjahr zeichnete sich durch zahlreiche eher kleinere Interventionen im Feld aus. Eine Auswahl davon wird im Folgenden vorgestellt. Klein ist nicht gleichbedeutend mit unwichtig. Oft sind es gerade solche Detailbeobachtungen, die dann – im grösseren Zusammenhang gesehen – für das Gesamtbild wichtig sind. Das trifft zum Beispiel für die fast alljährlichen Untersuchungen in der römischen Wasserleitung von Liestal nach Augst zu, wo immer wieder unerwartete Beobachtungen gemacht werden. Aber auch der römische Gutshof von Pratteln-Kästeli/St. Jakobstrasse, wo jeder Gebäuderest neue Informationen zum Funktionieren dieser imposanten Anlage liefern kann, hat noch längst nicht alle Geheimnisse preisgegeben.

Einen wichtigen Bestandteil des Leistungsauftrages der Archäologie Baselland bilden heute Bauuntersuchungen. Seit nunmehr sieben Jahren stellt die Bauarchäologie ein eigenes Ressort und hat sich für die Erforschung der Baselbieter Baukultur zu einem wertvollen Wissenstank gemausert. Sie ergänzt die durch Grabungen gewonnenen Erkenntnisse zur Baselbieter Geschichte und liefert Einsichten in vergangene Wohnkulturen, Lebensweisen und das Bauhandwerk. Gebäude werden vor und während dem Umbau, einer Sanierung oder ihrem Abriss dokumentiert, wobei das Erkennen und Verstehen der «Anatomie» und der «Biografie» des Gebäudes im Vordergrund der Untersuchungen steht.

Das Bauforschungsteam wurde Ende 2011 mit der internen Umverteilung einer 70 %-Stelle auf nun 160 Stellenprozente aufgestockt. Die Entlastung der Ressortleitung soll mittelfristig eine vertiefte Forschungsarbeit über die Baselbieter Baukultur ermöglichen.

Reto Marti

<

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2012 (vgl. die Liste auf den folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 Pratteln, Hohle Gasse (Urgeschichte)
- 2 Füllinsdorf, Büechlihau (Urgeschichte, Römerzeit)
- 3 Liestal, Heidenloch (Römerzeit)
- 4 Liestal, Unterer Burghaldenweg (Römerzeit)
- 5 Pratteln, St. Jakobstrasse (Römerzeit)
- 6 Aesch, Grienweg 5 (Frühmittelalter)
- 7 Eptingen, Witwald (Mittelalter)
- 8 Reinach, Brunngasse 9 (Mittelalter, Neuzeit)
- 9 Liestal, Büchelistrasse 4 (Neuzeit)
- 10 Birsfelden, Friedensgasse (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 11 Sissach, Mühlegasse 6
- 12 Liestal, Kanonengasse 39–41
- 13 Liestal, Rathausstrasse 9
- 14 Binningen, Hollee 42
- 15 Ziefen, Hauptstrasse 100
- 16 Arlesheim, Dom
- 17 Bottmingen, Bruderholzstrasse 7 und 9
- 18 Arlesheim, Obere Mühle
- 19 Wenslingen, Mittlere Gasse 44

Einsätze in archäologischen Stätten

- 20 Pfeffingen, Schloss
- 21 Ormalingen, Farnsburg
- 22 Bubendorf, Gutenfels
- 23 Muttenz, Wartenberg

Baustellenkontrollen

- Aesch, Dornacherstrasse 1
Aesch, Drosselweg
Allschwil, Feldstrasse 43
Allschwil, Kreuzstrasse 3
Allschwil, Langgartenweg 21
Allschwil, Ochsengartenweg
Anwil, Hauptstrasse
Bennwil, Martinshübel 12
Binningen, Margarethenstich
Binningen, Margarethenstrasse 48
Diepflingen, Sommerauweg 21
Füllinsdorf, Oberer Rainweg 29
Füllinsdorf, Wölferstrasse
Gelterkinden, Höldeliweg 15
Gelterkinden, Ischlagweg (3 Etappen)
Gelterkinden, Rebgasse
Gelterkinden, Tecknauerstrasse
Gelterkinden, Turnhallenstrasse (2 Etappen)
Giebenach, Marksteinweg
Hölstein, Fichtenweg
Itingen, Dellenbodenweg
Itingen, Kreuzenstrasse 21 und 23
Kirchberg, Rainweg
Lausen, Hof Weissbrunnen 9
Liestal, Bienentalstrasse
Liestal, Vogelsangweg 1
Lupsingen, Jägeracker
Lupsingen, Steinmertenmattweg
Münchenstein, Helsinkistrasse 9
Münchenstein, Rüttiweg 6
Muttenz, Brühlweg 42
Ormalingen, Baumgartenweg
Ormalingen, Buchsweg 2
Ormalingen, Gaissacker
Pratteln, Kästeliweg 4–6
Reigoldswil, Gätterliacherweg
Reinach, Baumgartenweg
Reinach, Brühlgasse
Reinach, Fleischbachstrasse
Reinach, Stockackerstrasse
Rümlingen, Hohrainweg
Seltisberg, Im Winkel
Sissach, Bergweg
Sissach, Heidengässli 11
Sissach, Schulgasse 20
Zwingen, Blauenstrasse

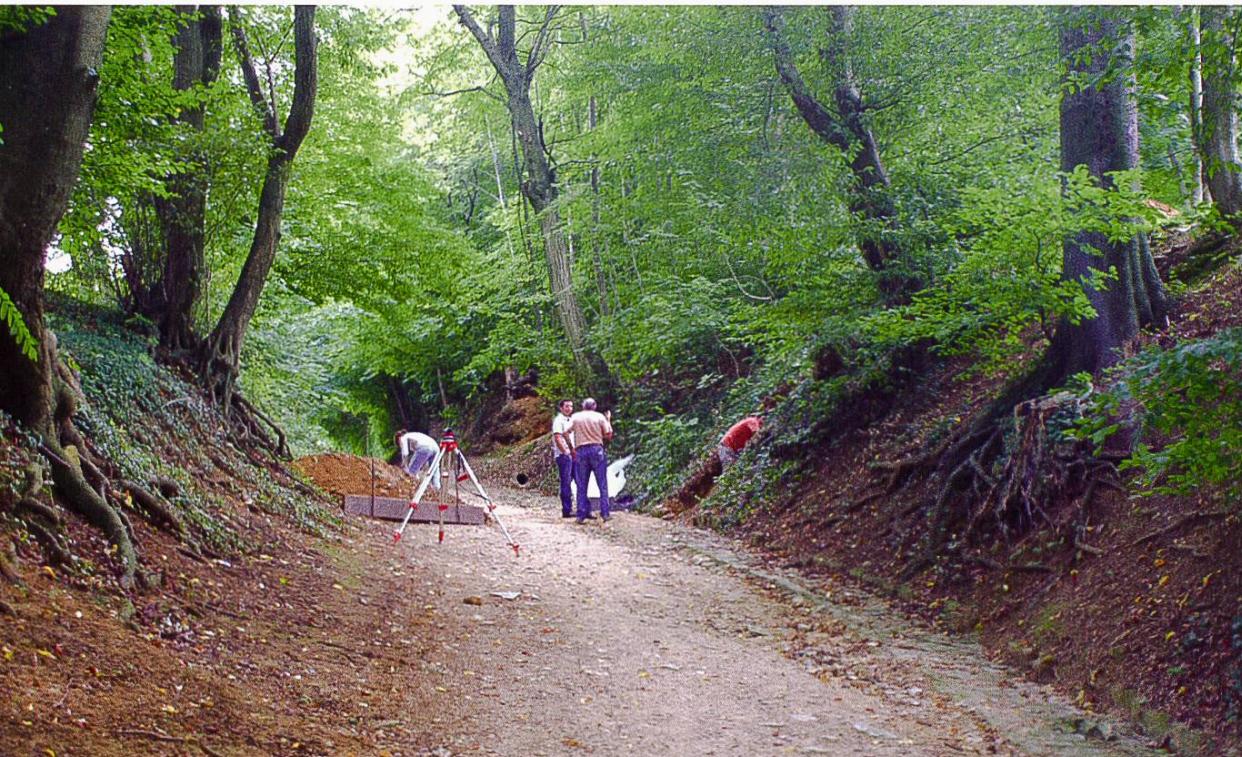
Pratteln, Hohle Gasse: wie alt ist das älteste Werkzeug der Schweiz wirklich?

Pratteln, Hohle Gasse.
Blick von Norden auf den mittleren Profilschnitt, wo Christoph Hauser 1974 den Faustkeil entdeckte.

Am 16. Februar 1974 entdeckte der Schüler Christoph Hauser in einem Hohlweg oberhalb des Dorfes Pratteln einen Faustkeil aus Silex, den man wohl als ältesten steinzeitlichen Fund der Schweiz bezeichnen darf. Nach anfänglichen Zweifeln ist seine Echtheit heute unbestritten. Das verwendete

Silexrohmaterial, das aus einer regionalen Lagerstätte bei Lausen stammt, sowie seine gesamte Ausprägung lassen keinen anderen Schluss zu. Was jedoch wiederholt zu Diskussionen führte, war sein mögliches Alter. Seit seiner Entdeckung wurden diesbezüglich immer wieder grobe Schätzungen vorgenommen, die den beträchtlichen Zeitraum zwischen etwa 120 000 und 400 000 Jahren umfassten. Vor kurzem wurde zudem erkannt, dass der Faustkeil durch natürliche geologische Vorgänge verlagert wurde und sein Fundort am Hang des Hohlweges nicht der ursprüngliche Ablagerungsort ist, was die Beantwortung der Altersfrage zusätzlich erschwert.

Nachdem Naturwissenschaftler eine neue Methode zur Datierung von Geröllablagerungen mit einem Alter von mehr als 100'000 Jahren bekannt gemacht hatten, entschloss sich die Archäologie Baselland zu



deren Anwendung, um vielleicht doch noch Genaueres über das Alter des Faustkeils zu erfahren. Im Vorfeld der geplanten Untersuchungen hat Christoph Hauser die exakte Fundlage des Objekts festgelegt, wofür wir ihm zu grossem Dank verpflichtet sind. Interessant ist auch seine Aussage, dass das Werkzeug beim Auffinden grösstenteils noch in der Erde steckte.

Anschliessend wurden im September 2012 am Fundort und an zwei weiteren Stellen des Hohlweges Sondierschnitte angelegt. Die Untersuchung hatte zum Ziel, die geologisch-bodenkundlichen Verhältnisse im Umfeld der Faustkeilfundstelle neu zu beurteilen sowie mittels der vor kurzem entwickelten Beryllium-Methode indirekt weitere Anhaltspunkte für die Datierung des Faustkeils zu erhalten.

Auf der Suche nach dem eiszeitlichen Deckenschotter, aus denen der Faustkeil mutmasslich stammt, reinigten Christine Pümpin, Philippe Rentzel und Mathias Lutz vom Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel auch den oberen Profilschnitt, wo sich

Besprechung beim oberen Profilschnitt mit Reto Marti, Jürg Sedlmeier, Philippe Rentzel und Mathias Lutz (vlnr).



Projekt: Röthlisbergstrasse 100

**Naki Akçar von der
Universität Bern und
Susan Ivy-Ochs von der
ETH Zürich bei der
Probenentnahme.**

erfreulicherweise noch originale Reste des Deckenschotters erhalten haben. Dies gab schliesslich den Ausschlag für die Entnahme einer Probenserie zur Datierung des Deckenschotters mit Hilfe der Messung des Gehaltes an kosmogenen Nukleiden (Beryllium-Methode) durch Naki Akçar von der

Universität Bern und Susan Ivy-Ochs von der ETH Zürich. Die mit Spannung zu erwartenden Ergebnisse sollten einen konkreten Anhaltspunkt zur Alterstellung des lokalen Deckenschotters und damit auch zum ursprünglich wohl darin eingelagerten Faustkeil liefern.

Bericht: Jürg Sedlmeier, Philippe Rentzel
Geoarchäologie: Philippe Rentzel, Universität Basel
Aluminium-Beryllium-Analysen: Naki Akçar, Universität Bern
September 2012





links:

So könnte der Besitzer des Pratteler Faustkeils ausgesehen haben. Je nach Datierung des Fundes dürfte er ein *Homo erectus*, ein *Homo heidelbergensis* oder ein *Homo Steinheimensis* gewesen sein (Zeichnung Benoît Clarys).

rechts:

Christine Pümpin und Mathias Lutz vom Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel bei der Probenentnahme und Dokumentation des mittleren Profilschnittes.

Füllinsdorf, Büechlihau.
Für einmal keine
Notgrabung auf der
Baustelle, sondern
ein Einsatz im Wald:
Susanne Afflerbach,
Alessandro Mastro-
vincenzo und Sabine
Bugmann untersuchen
die Fundstelle um den
keltischen Hortfund
gründlich.



Füllinsdorf, Büechlihau: ein spätkeltischer Münzhort und weitere Funde

Ende 2011 meldeten zwei Späher der Archäologie Baselland, Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler, sie hätten in einem Wald bei Füllinsdorf einen keltischen Münzhort entdeckt. In der Folge händigten sie der Archäologie Baselland sämtliche Münzen aus, die sie vor Ort bereits gefunden hatten. Es zeigte sich, dass es sich dabei in erster Linie um spätlatènezeitliche Quinare des Typs Kaledou handelte.

Ein erster Augenschein vor Ort ergab, dass sich die Fundzone an einem ebenmässigen Abhang über ein Areal von rund 50 Quadratmetern erstreckte, mit einer klaren Fundkonzentration im oberen Mittelfeld. Man konnte also davon ausgehen, dass die Münzen ursprünglich gemeinsam verborgen worden sind und erst im Laufe der Zeit verstreut wurden. Der aktuelle Baumbestand ist etwa 50–60 Jahre alt – denkbar ist demnach, dass die Fundstelle anlässlich der Rodung oder der Neubestockung des Geländes durchwühlt wurde.

Im Frühjahr 2012, nach der Schneeschmelze, erfolgten eine Nachgrabung und eine intensive Untersuchung des umliegenden Geländes durch die Archäologie Baselland, unter engagierter Mithilfe von Wolfgang Niederberger. Auf diese Weise kamen schliesslich insgesamt exakt 300 Münzen ans

Die 300 keltischen Silbermünzen aus dem Hort von Füllinsdorf.



Kalededou-Quinar aus dem Hort von Füllinsdorf. Dieser Münztyp bildet in verschiedenen Varianten den Hauptanteil im Fund. M 2:1.



Licht. Trotz der schönen runden Zahl ist damit zu rechnen, dass bereits zu einem früheren Zeitpunkt einige Münzen durch Bodeneingriffe verloren gegangen sind, denn hangabwärts wird die Fundzone von einem Waldweg durchschnitten. An dessen Böschung sind denn auch ebenfalls einzelne, verlagerte Münzen gefunden worden.

Die Grabung ergab keinerlei Hinweise auf die Art und Weise der Deponierung des Münzhortes. Unter dem rund 30 Zentimeter tiefen Waldboden zeichnete sich der gewachsene Boden ab, in dem auch im Bereich der grössten Fundkonzentration keinerlei Spuren einer Grube oder dergleichen zu erkennen waren. Auch Keramikscherben oder andere Hinweise auf ein Behältnis fehlen. Der Hort war also vermutlich in geringerer Tiefe vergraben worden – vielleicht in einem organischen Behältnis, das seither zergangen ist, oder er wurde oberirdisch versteckt, zum Beispiel in einem hohlen Baum.

Der Füllinsdorfer Fund setzt sich also aus insgesamt 300 Silbermünzen zusammen, womit es sich um den grössten keltischen Hort mit Edelmetallmünzen im Gebiet der heutigen Schweiz handelt, der zudem weitgehend vollständig erhalten ist. Mit wenigen Ausnahmen besteht er aus einem einzigen Münztyp: den so genannten Kalededou-Quinaren. Bei frühen Varianten des Münztyps ist in griechischem

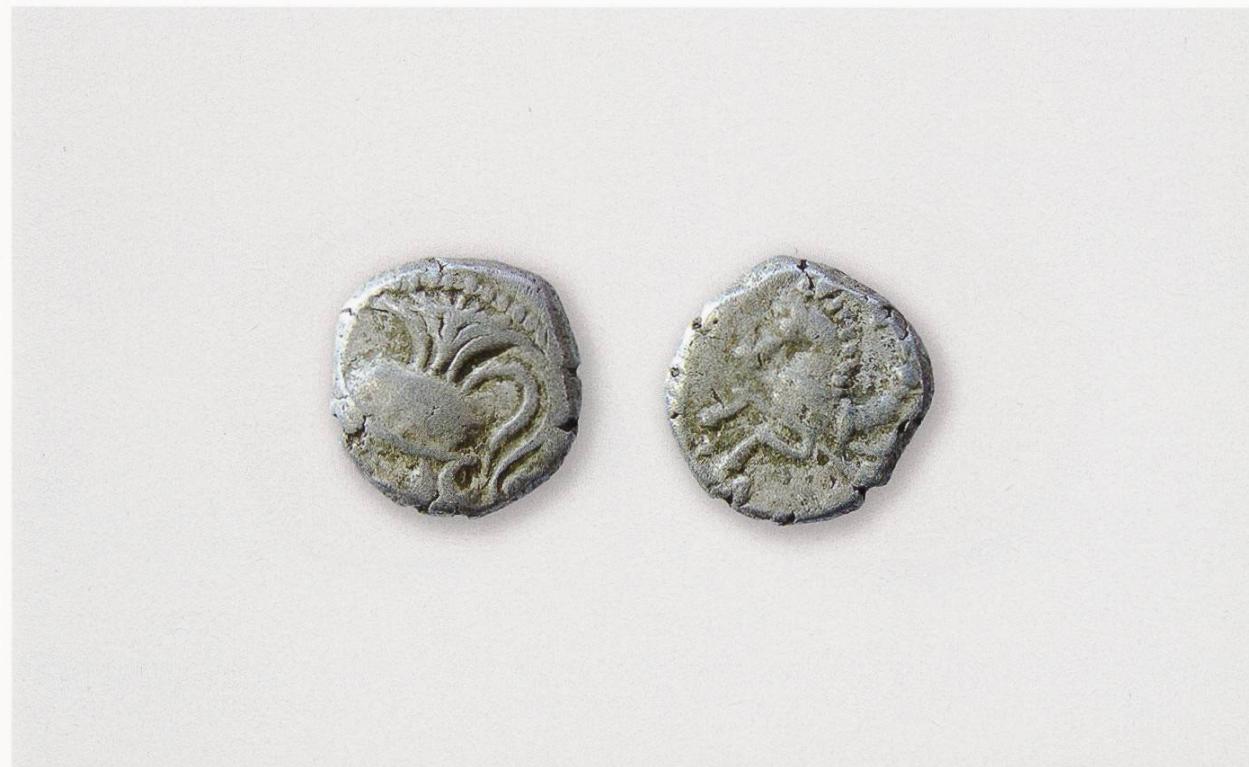
Alphabet ΚΑΛΕΤΕΔΟΥ (=Kaletedou) zu lesen. Es handelt sich um einen keltischen Personennamen – wahrscheinlich eines gallischen Anführers. Nach und nach wurden die Buchstaben in für uns bedeutungslose Zeichen aufgelöst. Solche Exemplare sind auch im Füllinsdorfer Hort sehr häufig.

Die Kaletedou-Quinare stammen ursprünglich aus Ostfrankreich, sind aber auch in der Schweiz sehr zahlreich. Wegen der vielen Varianten und ihrer weiten Verbreitung geht die Forschung von einer Prägung an mehreren Orten aus, wie auch Münzstempel aus den weit auseinanderliegenden spätlatènezeitlichen Siedlungen vom Mont Vully im Kanton Fribourg und vom Donnersberg in Rheinland-Pfalz belegen.

Andere Münztypen sind im Hort zwar selten, weisen jedoch markante Beziehungen ins Rhonetal und besonders nach Bayern auf. Dort fand sich in der spätlatènezeitlichen Grossiedlung von Manching ebenfalls ein Hort hauptsächlich aus ortsfrem-

den Kaletedou-Quinaren. Bemerkenswerterweise enthielt er daneben genau dieselben vereinzelten Münztypen wie Füllinsdorf, zum Beispiel aus dem Rhonetal. Auch die Zusammensetzung der Kaletedou-Varianten entspricht sich sehr gut, so dass von engen Beziehungen zwischen den beiden Horten auszugehen ist.

Drachme der Allobroges (Rhoneatal): Der Münztyp kommt auch im Hort von Manching-Pichl und in der Siedlung von Altenburg vor. M 2:1.



Bayerischer Viertelquinuar des Typs Manching:
Der Münztyp kommt
auch im Hort von
Manching-Pichl und
in der Siedlung von
Altenburg vor. M 2:1.

Die spätlatènezeitliche Grossiedlung von Altenburg am Hochrhein (Baden-Württemberg) weist ebenfalls diese Marker im Münzspektrum auf. Überdies stammt von dort ein weiterer Hort mit Kalededou-Quinaren. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, dass die Kontakte zwischen den beiden Regionen über die Siedlung in Altenburg liefen. Wie diese aussahen,



ist allerdings noch nicht abschliessend geklärt. Da das massive Aufkommen von Silberquinaren ab der ausgehenden älteren Spätlatènezeit in der Schweiz aber mit Soldzahlungen in Verbindung gebracht wird, ist bei der Interpretation des Sachverhalts eine militärische Komponente durchaus in Erwägung zu ziehen. Beim momentanen Stand der Auswertung ist von einer Niederlegung des Hortes in den Jahren um 80/70 v. Chr. auszugehen.

Im Umkreis des Hortfundes, aber etwas abseits der Fundkonzentration, kamen zwei eiserne spätlatènezeitliche Fibelfragmente zum Vorschein. In der untersuchten Fläche, aber auch im weiteren Umfeld der Fundstelle, wurden zudem zahlreiche römische Schuhnägel entdeckt. Sie sind wohl als Hinweis zu werten, dass der Ort in antiker Zeit stark begangen war.

In dieselbe Richtung weisen weitere Funde, denn der keltische Hort ist nicht die einzige aussergewöhnliche Entdeckung im Büechlihau. Gut 100

Meter hangaufwärts fand sich beispielsweise ein weiterer Münzschatz, der über 100 Jahre nach den keltischen Münzen dem Boden anvertraut worden war: Er besteht aus 25 Silberdenaren der Römischen Republik aus den Jahren zwischen 149 und 42 v. Chr. sowie zwei deutlich jüngeren Goldmünzen (Aurei) der Kaiser Tiberius (14–37 n. Chr.) und Nero (54–68 n. Chr.). Auch diese Münzen fanden sich über einige Quadratmeter verstreut, ohne Hinweis auf ein zugehöriges Behältnis. Da die Silbermünzen stark abgegriffen sind, müssen sie während Jahrzehnten in Umlauf gewesen sein; es liegt deshalb auf der Hand, dass sie erst zusammen mit den viel jüngeren Goldstücken im ersten Jahrhundert n. Chr. in den Boden gelangt sind.

Der Fundplatz war danach noch während Jahrhunderten von Bedeutung, denn unweit der republikanischen Silberdenare und der beiden Goldmünzen fanden sich zwei weitere ausserordentliche Ensembles: Einerseits sind dies zwei Silbermünzen (Antoniniane) der Kaiser Gordianus III. (238–244 n.

Chr.) und Philippus I. (244–249 n. Chr.), die wohl ebenfalls gemeinsam deponiert worden sind. Und andererseits fanden die beiden Späher Niederberger und Doppler bei der Nachkontrolle des Geländes drei spätantike Silbermünzen (Siliquae) aus den Jahren 364–367, die unter den Kaisern Valentinianus I. und Valens geprägt wurden.

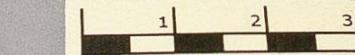
**Goldmünze (Aureus)
des Nero, um 64/65 n.
Chr. in Rom geprägt.
M 2:1.**



**Der römische Sockel
für ein Götterbildnis
fand sich rund 250
Meter von den Fund-
stelle der beiden Horte
entfernt.**



24.71.398
R8645



Zusammenfassend ist festzustellen, dass die schon früh geäusserte Vermutung, es könnte sich hier um eine Kult- oder Opferstätte handeln, zunehmend bestärkt wird. In diese Richtung weist auch der Fund eines qualitätvollen römischen Statuettensockels aus Buntmetall, auf dem noch die Zinnspuren der aufgelöten Figuren zu erkennen sind.

Aufgrund der Anzahl und der Verteilung der Lotsspuren könnte es sich bei der verehrten Figur um Merkur mit Begleittieren gehandelt haben.

Der Mangel an nachweisbaren baulichen Strukturen lässt am ehesten an einen «heiligen Hain» denken, der sich hier über diesen exponierten Berghang, am Ausgang des Ergolztals, erstreckte. Einige Jahrzehnte nach der Verbergung des keltischen Fundes entstand am Fusse dieses Hügels die römische Koloniestadt Augusta Raurica, doch bedeutete dies keineswegs das Ende des Platzes; die Funde belegen im Gegenteil dessen während Jahrhunderten fortdauernde Bedeutung bis in die Spätantike.

Nicht nur die topographische Lage und das Fehlen von Siedlungs- oder Befestigungsstrukturen spricht für eine Deutung als Kult- oder Opferplatz, sondern auch die Zusammensetzung der römischen Ensembles, die einen völligen Gegensatz zu den Siedlungsfunden im nahen Augusta Raurica bilden:

Während in Augst in erster Linie grosse Mengen von Kleingeld aus Buntmetall zu Tage treten, das im Alltag verloren ging, fand Wolfgang Niederberger in Füllinsdorf fast ausschliesslich wertvollere Geldeinheiten aus Edelmetall, die eindeutig mit Absicht dem Boden anvertraut worden waren.

Mittlerweile ist die Fundstätte systematisch abgesucht, nicht zuletzt, um Raubgräbern jegliche Möglichkeit zu nehmen, ihr zerstörerisches Werk in Füllinsdorf anzugehen. Auch die wissenschaftliche Auswertung dieses ausserordentlichen Ensembles ist bereits angelaufen.

Es ist uns ein Anliegen, den ehrlichen Findern Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler an dieser Stelle für ihre tolle Zusammenarbeit herzlich zu danken. Ihrem Spürsinn und scharfen Auge verdanken die Baselbieterinnen und Baselbieter eine der spektakulärsten Entdeckungen der letzten Jahre, die – wie die Reaktionen der Medien und der Aus-

stellungsbesuchenden zeigt – weitherum auf grosse Faszination und Begeisterung stösst.

Bericht: Reto Marti, Michael Nick, Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS, Bern
 Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
 Februar bis Dezember 2012

Teil des jüngsten
 Ensembles von Füllins-
 dorf: Silbermünze
 (Siliqua) Valentinians I.,
 364–367 in Rom ge-
 prägt. M 2:1.



258843
Z.Nr.3 ▷ Z.Nr.21

323.40

A

H K D W H S V
H X C Ludwig ad 1713
E N H

①

I B B

②

323.00 m.ü.M.

Liestal, Heidenloch.
Beispiel eines Deck-
blattes zur Dokumenta-
tion der neuzeitlichen
Inschriften. In der
Bildmitte ist «Ludwig
Gass» in Kurrentschrift
lesbar.

Liestal, Heidenloch: ein Bauwerk mit 2000-jähriger Geschichte

Entlang der Heidenlochstrasse in Liestal verläuft die römische Wasserleitung, die einst Augusta Raurica mit Frischwasser aus der Ergolz versorgte – gut erhalten, aber unscheinbar im Boden. Ein rund 70 Meter langer Abschnitt ist heute noch zugänglich und begehbar. Er wurde in den 1950er und 1980er Jahren bereits untersucht. Ein auffälliges Merkmal dieses Leitungsabschnitts sind Schriftzeichen an den Kanalwänden. Sie stammen hauptsächlich aus dem 17./18. Jahrhundert. Der Liestaler Lehrer und For- scher Theodor Strübin nahm an, dass Rebbauern, vielleicht aber auch lichtscheue Gestalten diesen Leitungsabschnitt bei Regen und Hitze als Unter- schlupf nutzten. Ein Besuch in diesem hier noch perfekt erhaltenen Bauwerk fasziniert jedenfalls die Menschen – damals wie heute.

Ein Augenschein im November 2011 ergab, dass eine umfassende Dokumentation dieser Inschriften dringend angezeigt war: Das von oben in die Leitung eindringende Wasser lagert langsam aber stetig Kalksinter an den Kanalwänden ab. Dieser Sinter überzieht die neuzeitlichen Inschriften und macht sie von Jahr zu Jahr unlesbarer.

Die Dokumentationsarbeiten, die Hand in Hand mit einer kompletten, dreidimensionalen Neuvermessung der Leitung gingen, wurden im März des Berichtsjahres durchgeführt. Zuerst wurden die Kanalwände systematisch fotografisch erfasst, die Bilder anschliessend auf dem Computer entzerrt und im Massstab 1:5 ausgedruckt. Der Ausdruck diente

Fotografie des links umgezeichneten Ausschnitts. Die weissen Kreuze sind Passpunkte für die Fotoentzerrung.



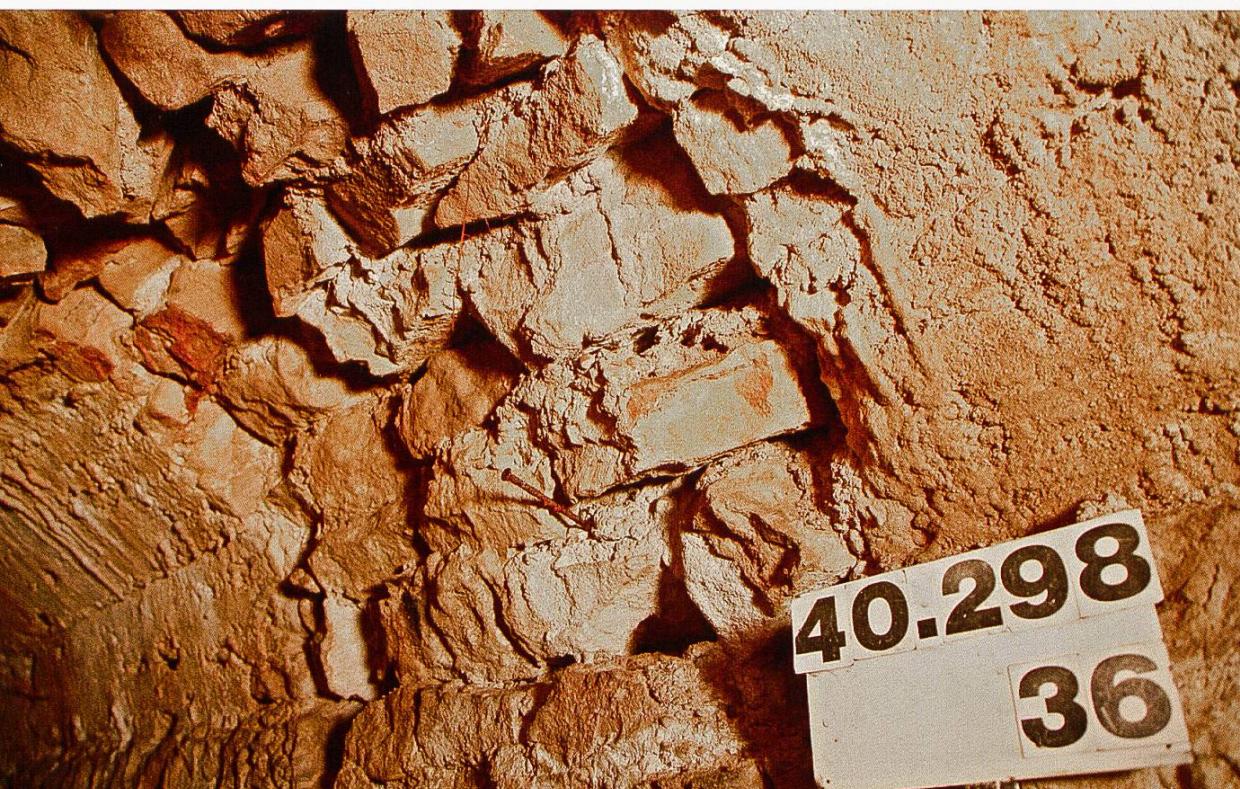
Nach der Gewölbeerstellung zugemauerter Einstiegsschacht: Es ist deutlich zu sehen, wie die Abdrücke der Schildungsbretter im Bereich des Schachts fehlen.

als Grundlage für die Erstellung eines transparenten Deckblatts, auf dem man die Details der Inschriften vor Ort überprüfte und ergänzte.

Es ist heute nicht mehr eruierbar, von wo aus die neuzeitlichen Besucherinnen und Besucher in die Wasserleitung gelangten. Ein einfaches Loch im Ge-

wölbe dürfte als Einstieg gereicht haben. Die meisten Inschriften sind wohl als «Ich war hier»-Aussage zu verstehen. Die Zeichen wurden mit Kohle, Kreide, Bleistift, Rötel oder (selten) als Einritzung im Kalkverputz der Wasserleitung angebracht. Rötel ist eine Mineralfarbe, die aus einer Mischung von Kreide, Ton und Hämatit besteht. Solche Mischungen wurden schon in der Altsteinzeit für Höhlenmalereien eingesetzt. Seit der Renaissance wurde Rötel auch in Stiftform verwendet. In einem Grossteil der Fälle verewigten sich die Verfasser mittels der Angabe der Initialen, häufig in Kombination mit einer Jahreszahl. Die heute noch lesbaren Jahreszahlen reichen von 1621 bis 1927, mit einem Schwerpunkt im 18. Jahrhundert. In einigen wenigen Fällen sind auch ausgeschriebene Namen erkennbar, die sowohl in Kurrentschrift wie auch als «Normalschrift» mit alleine stehenden Buchstaben auftreten.

Im Zuge der Vermessungsarbeiten wurden auch zwei bisher noch nicht erkannte römerzeitliche Einstiegsschächte dokumentiert. Die knapp einen Meter breiten Öffnungen liegen knapp 30 Meter



auseinander und wurden erst zugemauert, nachdem das Gewölbe der Wasserleitung erstellt war. Sie dienten wohl als Serviceschächte während des Innenausbaus, um die Elemente des Lehrgerüstes und der Schalungsbretter entfernen und den Dichtungsmörtel anbringen zu können. Denkbar ist allenfalls auch, dass solche Schächte als Einstieg für Unterhaltsarbeiten während des Betriebs der Wasserleitung dienten, beispielsweise bei Reinigungs- oder Reparaturarbeiten. Sie hätten dann allerdings jeweils aufgebrochen und nach Abschluss der Arbeiten wieder zugemauert werden müssen. Zudem machen zwei Serviceschächte in solch geringem Abstand zueinander kaum Sinn, was die Hypothese von bauzeitlich benützten Einstiegen stärkt.

Ein weiteres, bisher unbekanntes Detail sind Flecken von rötlichem, ungebranntem Lehm, die sich sporadisch über die gesamte Länge des Leitungsabschnitts genau am Übergang zwischen den Seitenwänden und dem Gewölbeansatz finden. Der Lehm wurde während des Baus der Wasserleitung dort verteilt. Seine genaue Funktion ist bis heute

unbekannt. Möglicherweise sollte er den Gewölbeansatz zusätzlich abdichten und so verhindern, dass verschmutztes Regenwasser von aussen eindringen konnte.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2012

Flecken rötlichen Lehms am Gewölbeansatz der Wasserleitung. Unten im Bild sind die obersten Steine der Seitenwand sichtbar.



Liestal, Unterer
Burghaldenweg.
Daniel Perez bei Ver-
messungsarbeiten
mit Laserstrahl und
Klappmeter. Die
Leitung ist teilweise
noch mit Sedimenten
verfüllt.



Liestal, Unterer Burghaldenweg: die Wasserleitung, fast perfekt erhalten

Am Unterer Burghaldenweg löste der Bau von zwei Einfamilienhäusern eine vorgängige archäologische Untersuchung aus. Bereits 1987 hat man die römische Wasserleitung in der benachbarten Parzelle dokumentiert. Daher war bekannt, dass sie in diesem Abschnitt sehr gut erhalten ist. So war es bereits damals möglich, den nun zu untersuchenden Leitungsabschnitt komplett zu begehen.

Der höchste Punkt des Gewölbes lag nur 40 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche. Unter anfänglicher Zuhilfenahme eines Baggers und später von Hand wurde das Gewölbe komplett freigelegt. Dabei zeigte sich, dass der rund 21 Meter lange Abschnitt – mit Ausnahme eines drei Meter langen Stückes ganz im Süden – vollständig intakt war. Dort war auch zu erkennen, dass sowohl die hang- als auch die talseitige Seitenwand der Wasserleitung leicht verrutscht waren. In der Nordhälfte der Par-

zelle hingegen hatte sich die Leitung in den rund 2000 Jahren seit ihrer Erbauung keinen Zentimeter bewegt!

Das Gewölbe wurde von aussen und von innen dokumentiert. Für die Innendokumentation musste

Das freigelegte Gewölbe der Wasserleitung zeigte sich in einem hervorragenden Zustand.



Detail eines Gerüstloches: zu erkennen ist derselbe rötliche Lehm, der im Heidenloch zum ersten Mal entdeckt wurde (s. oben).

zuerst ein Einstiegsloch aufgebrochen werden. Es zeigte sich, dass die Sohle der Wasserleitung mit rund 60 Zentimetern Sediment bedeckt war. Dieser Umstand führte dazu, dass das Gewölbe nur in gebückter Haltung begehbar war, was die Dokumentationsarbeiten erschwerte.

Am Gewölbeansatz waren mehrere Gerüstlöcher erkennbar: Sie gehen auf Holzbalken zurück, die man seitlich auf die bereits gebauten Seitenwände gelegt hatte, um das Lehrgerüst für das Gewölbe aufzulegen. Nach der Fertigstellung des Gewölbes wurden das Lehrgerüst und die Balken entfernt. Übrig blieben die Gerüstlöcher, die man in den meisten Fällen mit einem Stein verschloss.

Der nächste Arbeitsschritt verdeutlichte die Richtigkeit der auf archäologische Untersuchungen gemünzten Aussage: «Ausgraben heisst zerstören»: Um die Sedimentationsschichten auf der Leitungssohle dokumentieren und ausgraben zu können, musste der Bagger zuerst das Gewölbe entfernen. Diese Methode wurde gewählt, weil der Leitungsabschnitt durch den Neubau anschliessend ohnehin zerstört worden wäre.



Die von Philippe Rentzel durchgeföhrte geoarchäologische Untersuchung zeigte, dass die dicken Sedimentationsschichten im Inneren der Leitung auf zwei unterschiedliche Arten entstanden waren. Diejenigen Ablagerungen, die direkt über der Sohle lagen, kamen durch das Absedimentieren von

Feststoffen aus dem langsam fliessendem Wasser zustande. Dieser Prozess wird sich gegen Ende der Nutzung der Wasserleitung abgespielt haben, als das Wasser zwar noch gegen Augusta Raurica hin floss, aber die Leitung nicht mehr aktiv unterhalten beziehungsweise gereinigt wurde. Die zweite, darüber

Für die Untersuchung der massiv gebauten Leitung war schweres Gerät nötig.



Sarah Hänggi dokumentiert ganz genau, wie die Leitung seinerzeit überdeckt worden war.

liegende Schicht besteht aus einem Lehm, der – im Wasser gelöst – im Laufe der Jahrhunderte durch kleinste Spalten und Öffnungen des Gewölbes eindrang und sich ablagerte. Die starke Versinterung des Gewölbes zeigt, dass hier viel Wasser von oben durch das Gewölbe eingesickert ist.

Ein Querschnitt durch die Wasserleitung zeigt exemplarisch, wie beim Bau vorgegangen wurde: In der Baugrube, die bis zu zwei Meter breiter war als die Wasserleitung, wurde zuerst der Fundamentgraben ausgehoben. Dieser wurde anschliessend mit grossen Kalkbruchsteinen gefüllt und mit Mörtel übergossen. Auf diesem Fundament mauerte man die Seitenwände auf, die schliesslich als Auflager für das Gewölbe dienten. Gegen Ende der Arbeiten wurden die Baugruben beidseits der Leitung bis zum Gewölbeansatz mit Kalkbruchsteinen zugeschüttet. In einem letzten Schritt folgte die komplette Überdeckung der Leitung mit Lehm.

Nach Abschluss der archäologischen Untersuchungen wurde die Parzelle für die Bauarbeiten freigegeben. Mit dem Baugrubenaushub wurde die römische Wasserleitung schliesslich bis auf die Unterkante des Fundaments entfernt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Geoarchäologie: Philippe Rentzel, Universität Basel
April 2012





Der Querschnitt durch die Wasserleitung verdeutlicht deren Aufbau in idealer Weise. Die hellbraune Schicht über dem höchsten Punkt des Gewölbes zeigt das römische Gehniveau nach dem Zuschütten der Leitung durch die Erbauer. Die untersten 15 Zentimeter der Verfüllung in der Leitung haben sich noch in der spätesten Benutzungszeit abgelagert.

Pratteln, St. Jakobstrasse. Gesamtplan der bisher bekannten Strukturen des Gutshofes mit Lage des neu entdeckten Gebäudes (rot eingerahmt). Seine Flucht stimmt mit denjenigen der meisten Gebäude der grossen Villa überein.



Pratteln, St. Jakobstrasse: ein Stallgebäude des römischen Gutshofes?

Die Archäologie Baselland begleitete die Aushubarbeiten für das neue Prattler Feuerwehrmagazin an der St. Jakobstrasse. Das Bauprojekt liegt im Perimeter der grossen römischen Villa «Kästeli», deren Anfänge im frühen 1. Jahrhundert nach Christus liegen und die bis ins spätere 4. Jahrhundert Bestand hatte. Die letzte grosse Ausgrabung fand im Jahr 2009 vor dem Bau des Lidl-Supermarktes statt. In der damaligen Untersuchung wurden umfangreiche Mauerreste des Hauptgebäudes und von Nebenbauten, ein Teil der Umfassungsmauer, ein Sodbrunnen sowie Spuren von Holzgebäuden dokumentiert (s. Jahresbericht 2009, 34 ff.; 2011, 164 ff.).

Die 2012 freigelegte Fläche lag knapp 200 Meter nordöstlich vom Hauptgebäude. Aus diesem Bereich waren bisher nur spärliche Mauerreste eines länglichen Gebäudes sowie ein vermutetes Torhaus bekannt.

Am Nordende der Untersuchungsfläche kamen die untersten Fundamentreste eines römischen Gebäudes zum Vorschein. Die Häufung von Dachziegeln

in der unmittelbaren Umgebung sowie die Dicke und Tiefe der Fundamentreste weisen auf ein mit Ziegeln gedecktes Gebäude hin. Leider hatte sich das römische Gehniveau nicht erhalten, so dass der Boden innerhalb des Gebäudes – wahrscheinlich ein gestampfter Lehmboden – nicht untersucht werden konnte.

Nur die untersten Fundamentreste des neu entdeckten Gebäudes sind erhalten geblieben.



Aufsicht auf die Fundamentreste des vermutlichen Stallgebäudes gegen Norden. Die Pfeile weisen auf die südliche und nördliche Gebäudemauer.



Die dokumentierte Gebäudebreite von 5 Metern stimmt mit dem nur rund 7 Meter nördlich liegenden, im Jahr 1964 ausgegrabenen, länglichen Gebäude überein. Während der Freilegung der Fundamente liess sich auch eine Innenunterteilung des Gebäudes fassen. Es handelte sich dabei um schmalere Fundamentreste aus aneinander gefügten Kalk-

bruchsteinen, die möglicherweise als Unterbau für Holzwände dienten.

Aufgrund der länglichen Gebäudeform, der Lage innerhalb des landwirtschaftlichen Teils der Villa (pars rustica) sowie der Dokumentation von ähnlichen Befunden auf anderen Grabungen in römischen Gutshöfen könnten die entdeckten Fundamentreste zu Stallungen gehört haben. Es ist vorstellbar, dass die Innenunterteilung des Gebäudes eine Art «Boxenabteile» darstellte, in denen die Tiere gehalten wurden. Leider gibt es keine Hinweise, welche Tierart(en) hier untergebracht waren.

Zusammen mit dem bereits 1964 entdeckten Gebäude scheint sich hier das Bild zweier sich gegenüberliegender Stallungen mit einem Hofbereich dazwischen abzuzeichnen. Die Deutung einer Gebäudefunktion ausschliesslich aufgrund der Fundamente ist allerdings heikel und muss mit einer gewissen Vorsicht genossen werden.

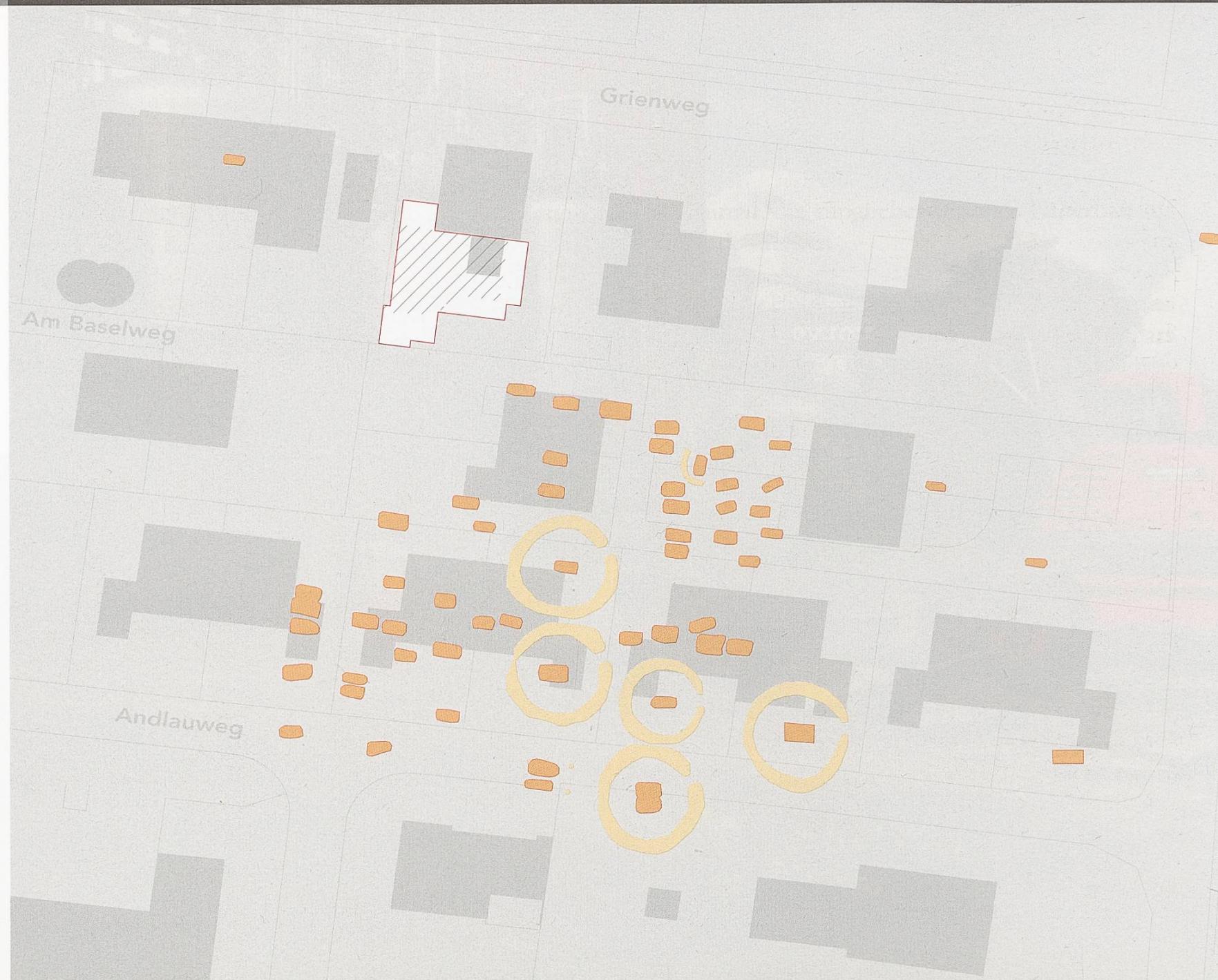
Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August 2012



Die Suche nach den Resten des grossen römischen Gutshofes in Pratteln-Kästeli gestaltet sich schwierig, weil grössere Teile heute überbaut und die Böden zum Teil belastet sind.

Die Grabungen und Bauuntersuchungen im Areal Aesch-Grienweg haben ergeben, dass die bestehenden Grabungen im Bereich des Grienwegs und Am Baselweg eine erhebliche Lücke im archäologischen Fundmaterial darstellen. Es handelt sich um eine lückenhafte Dokumentation, die die tatsächliche Anzahl und Ausdehnung der Gräber unterschätzt.

Aesch, Grienweg. Das neu untersuchte Areal (rot) liegt praktisch inmitten von bereits dokumentierten Gräbern. Auch in den «leer» scheinenden Parzellen nördlich und östlich davon sind Bestattungen zu vermuten, doch wurden dort bisher noch nie Ausgrabungen durchgeführt.



Aesch, Grienweg: auf den Spuren des frühmittelalterlichen Gräberfeldes

Der bevorstehende Ausbau eines Einfamilienhauses am Aescher Grienweg führte im Vorfrühling 2012 zu einer vorgängigen Ausgrabung. Die betroffene Parzelle liegt inmitten eines der bedeutendsten frühmittelalterlichen Gräberfelder der Region. Die Chancen, auf Gräber zu stossen, war ausserordentlich hoch, lag doch das nächste dokumentierte Grab nur gerade fünf Meter von der geplanten Baugrube entfernt.

Der Friedhof, von dem dank früheren Grabungen bisher rund 70 Bestattungen erfasst sind, ist seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Er muss eine Ausdehnung von 200–300 Metern besessen haben und umfasste wohl mehrere hundert Gräber aus dem 6. bis frühen 8. Jahrhundert. An dessen Südrand – wo sich auch die zu untersuchende Parzelle befindet – wurde um das Jahr 650 n.Chr. ein Separatfriedhof eingerichtet, in dem die Angehörigen einer reichen Oberschicht ihre Toten bestatteten. Die reichsten Gräber

waren ursprünglich mit Grabhügeln und Gräben oberflächlich markiert, wurden aber – wie die Grabungskampagnen in den Jahren 1983, 1991/92 sowie 1996 zeigten – von Grabräubern heimgesucht. Obwohl dadurch ein Grossteil der ursprünglichen Beigaben verloren ging, kamen in den Grabungen

**Schwierige Spurensuche
in bereits überbautem
Gelände ...**



Alessandro Mastrovincenzo, Daniel Perez und Mustafa Uslu (hinten) suchen das Terrain nach Grabresten ab.

direkt neben der nun untersuchten Parzelle wertvolle Beigaben wie Gürtelbeschläge mit Silber- und Messingeinlagen, Halsketten oder verzierte Fibeln (Mantelschliessen) zum Vorschein. Der spektakulärste Fund, eine goldene Filigranscheibenfibel der Zeit um 660/680 n.Chr., kam in der Grabung 1991 ans Licht.

Die hohen Erwartungen an die aktuelle Kampagne wurden indes enttäuscht: Es kamen keine weiteren Gräber zum Vorschein. Ein Grossteil der Fläche war bereits beim Bau einer heute nicht mehr sichtbaren Rampe in die rückwärtige Kellergarage zerstört worden. In den noch intakten Flächen waren nur wenige Befunde – meist neuzeitlich bis modern zu datierende Gruben – erhalten geblieben.

Den einzigen Hinweis auf die Präsenz des frühmittelalterlichen Friedhofs lieferten verlagerte, menschliche Knochenfragmente, die in der Einfüllung eines modernen Leitungsgrabens lagen. Sie beweisen, dass es in unmittelbarer Umgebung weitere Gräber gegeben haben muss.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar und März 2012





Diese reich verzierte Filigranscheibenfibel kam im Jahr 1991 nahe der diesjährigen Grabungsfläche zum Vorschein. Vorderseite und Seitenwand bestehen aus einer Gold-Silber-Legierung. Die Seitenwand wurde über ein Model mit Blattranken-dekor getrieben. Die Fassungen enthalten farbige Glasplättchen, Silberkalotten und im Zentrum eine Gemme aus Glas. Ein Röhrchenkranz um den Mittelbuckel enthielt vermutlich echte Perlchen. Die verbliebenen Freiflächen sind sorgfältig mit Filigrandraht verziert. Durchmesser 8 Zentimeter.

Eptingen, Witwald.
Die herbstliche Idylle
täuscht: Die Mauern
der mittelalterlichen
Burgruine drohen zu
zerfallen.



Eptingen, Witwald: letzte Reste der Oberburg

Ein aufmerksamer Wanderer meldete der Archäologie Baselland im Oktober den Fund von Ziegelfragmenten und Mauerresten auf einem Felssporn oberhalb der Ruine Witwald. Die Funde kamen in und unter dem Wurzelsteller eines grossen, umgestürzten Baumes zum Vorschein.

Die Ruine Witwald liegt nördlich des Dorfes an einem Südhang. Die mächtigen Mauerreste des ehemaligen Wohnturms sind von weithin sichtbar. Die Erbauungszeit der Burg, die den Herren von Eptingen gehörte, ist unbekannt. 1398 wurde sie das erste Mal urkundlich erwähnt. 1487 verkaufte die Erbengemeinschaft der Herren von Eptingen die Burg an die Stadt Basel, die sie nicht weiter unterhielt. Daraufhin zerfiel die Burg rasch.

Im Jahr 1909 fanden Ausgrabungen statt. Die damals freigelegten Mauerzüge sind heute grössten-

teils noch sichtbar. Bereits damals wurden auf dem Felssporn oberhalb der Burg Mauerreste eines wohl ursprünglich länglichen Gebäudes freigelegt. Die Anlage lässt sich somit in eine Ober- und eine Unterburg aufteilen, was bei Kleinburgen der Region sonst eher selten der Fall ist.

Jan von Wartburg vermisst den künstlich abgearbeiteten Fels der Oberburg. Links der Wurzelsteller des umgestürzten Baumes.



Die spärlichen Mauerreste sind links oben zu erahnen, unmittelbar neben dem bearbeiteten, brandgeröteten Fels in der Bildmitte.



Die Anfang des 20. Jahrhunderts freigelegten Mauern der Oberburg sind heute nicht mehr sichtbar. Es ist gut möglich, dass sie nach der Grabung der starken Erosion in diesem exponierten Bereich zum Opfer gefallen sind. Durch den umgestürzten Baum in einem damals nicht untersuchten Bereich kam

nun ein neuer, bislang unbekannter Mauerabschnitt der Oberburg ans Tageslicht: ein Teil der Ostmauer. Sie war kaum noch als solche zu erkennen. Die starke Durchwurzelung sowie bereits früher erfolgte Erosionsprozesse haben sie komplett aufgelöst.

Die Baukeramikfragmente – durchwegs von Biber-schwanzziegeln – lagen direkt westlich der Mauerreste. Etwas südlich davon kam der anstehende, als horizontale Fläche abgearbeitete Fels zum Vorschein, der das damalige Bodenniveau im Innern des Gebäudes anzeigt. Der Fels wies Brandrötungen auf. Ob das Gebäude letztlich durch eine Brandkatastrophe eingestürzt ist, liess sich jedoch nicht mehr feststellen. Die gefundenen Ziegelfragmente zeigten keine erkennbaren Brandspuren.

Im Zuge der Dokumentationsarbeiten auf der Oberburg wurde auch gleich die Gelegenheit wahrgenommen, die gesamten heute noch sichtbaren Mauerreste dreidimensional zu vermessen und zu fotografieren. Dabei bestätigte sich der seit längerem bekannte, schlechte Zustand der Anlage. Viele Mau-

erpartien drohen zu zerfallen. Ein Vergleich mit Bildern der letzten fotografischen Dokumentation der Mauern von 2002 zeigt Erschreckendes: Bereits damals existierende Mauerausbrüche sind grösser geworden. Zusätzlich sind an im Jahr 2002 noch intakten Stellen neue Schäden aufgetreten.

Einige Mauerausbrüche wie hier beim Eingangsbereich sind gegenüber 2002 (links) deutlich grösser geworden.

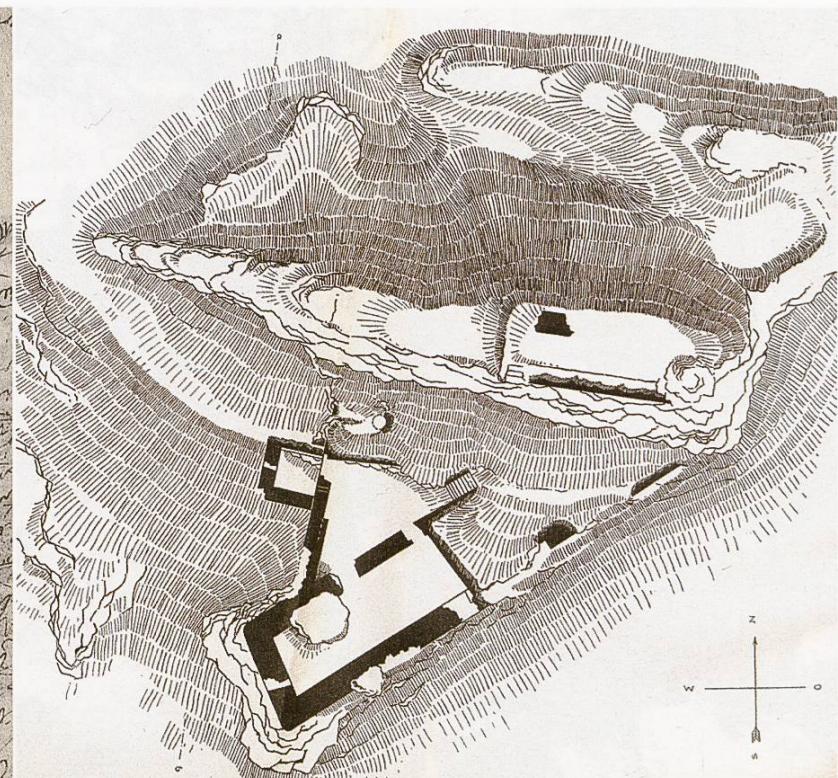
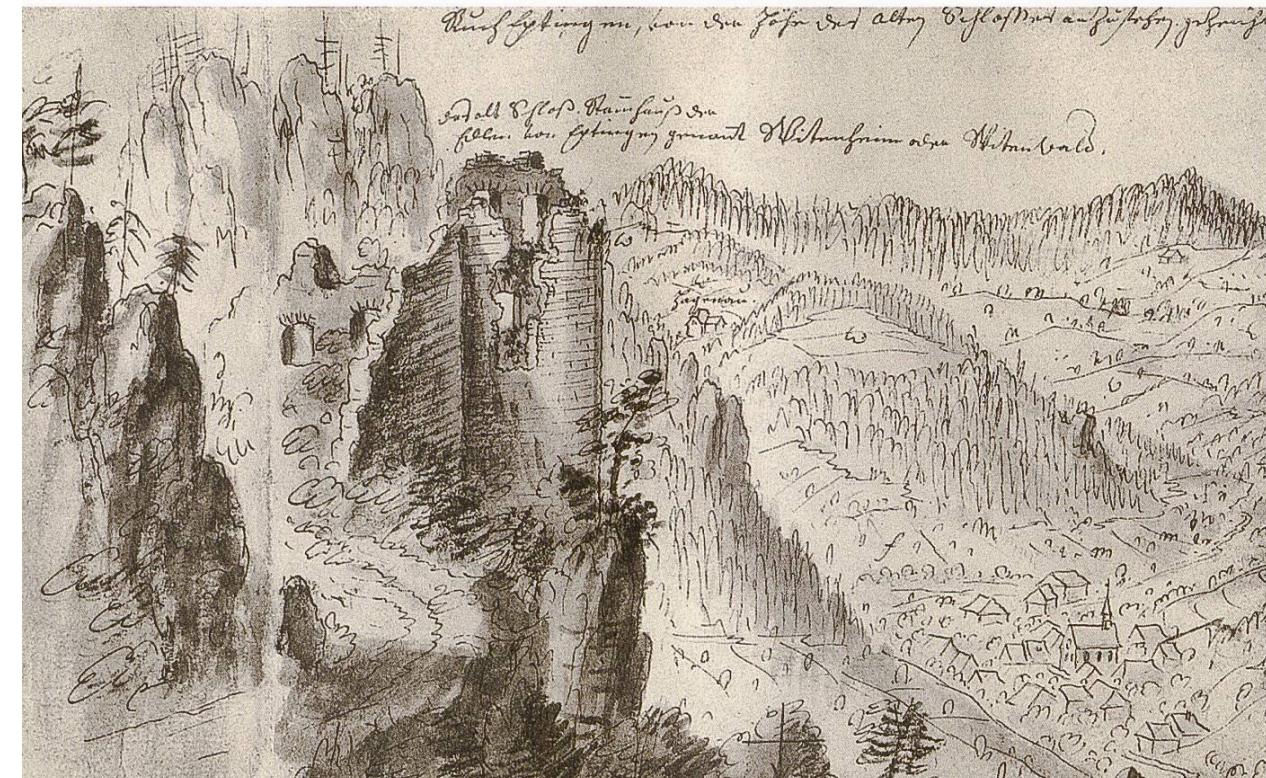


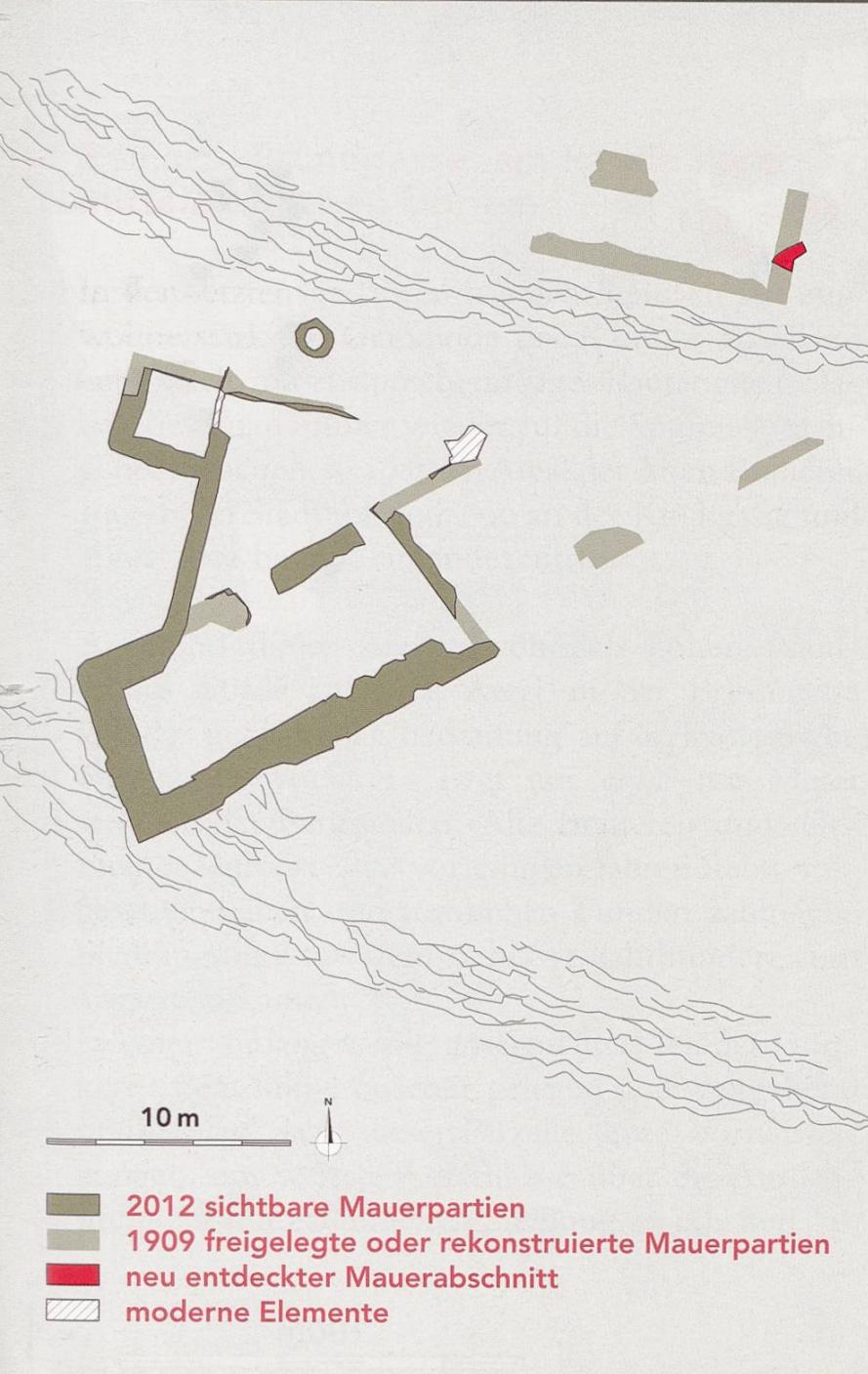
Die Ruine Witwald in der Darstellung von Emanuel Büchel 1752 (links) und im Plan von 1909 von Max Alioth (nach Walter Merz).

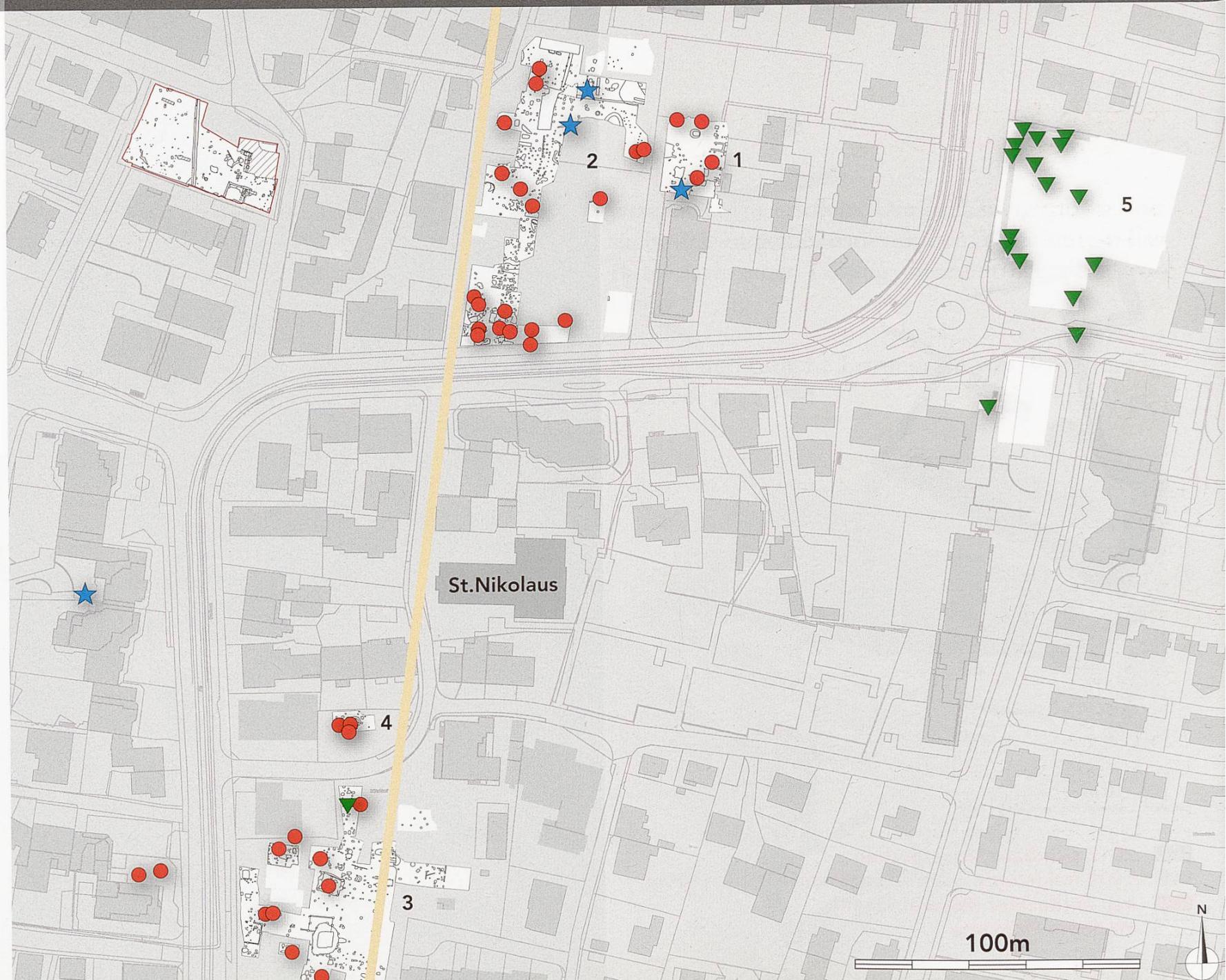
Der Zerfall der Ruine schreitet rasch voran. Grosse Mauerabbrüche im Bereich der exponierten Südmauer des Wohnturms sind bereits erfolgt und werden sich zweifelsohne ausweiten. Es droht der endgültige Einsturz der Mauer. Eine rasch in die Wege geleitete Sanierung könnte die Schadenstellen beheben und diese schön gelegene Ruine in ihrer

jetzigen Form erhalten. Die Archäologie Baselland sucht derzeit gemeinsam mit der Eigentümerin der Burg nach einer Lösung dieses dringenden Problems.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2012







Reinach, Brunngasse: am Rande des mittelalterlichen Dorfes

In den letzten 50 Jahren hat sich Reinach zur einwohnerstärksten Gemeinde des Kantons Baselland entwickelt, mit entsprechend reger Bautätigkeit. Dabei stiess man immer wieder auf die Spuren vergangener Epochen, so 1989 im Areal der Alten Brauerei, 1998 beim Stadthof, 1998/99 an der Kirchgasse und 2000/2001 beim Gemeindezentrum.

Aufgrund dieser aussergewöhnlich hohen Funddichte wurde auch das Areal an der Brunngasse vor der geplanten Überbauung auf archäologische Funde untersucht. Es liegt nur etwa 100 Meter westlich der Fundstellen «Alte Brauerei» und «Gemeindezentrum», wo vor einigen Jahren nebst vorgeschichtlichen und römischen Funden zahlreiche Siedlungsreste aus dem 6. bis 11. Jahrhundert zum Vorschein kamen.

In einem bislang wenig untersuchten Teil des Dorfkerns, dem Taunerquartier, gelegen und weitgehend unüberbaut, bot diese Parzelle gute Voraussetzungen, um weitere Aufschlüsse über die Ausdehnung der mittelalterlichen Siedlung zu erhalten.

Bereits während des Voraushubs konnten denn auch mehrere mittelalterliche Scherben aufgelesen werden. Nach dem Abtrag der oberen Erdschichten zeichneten sich die Umrisse einiger Gruben, Gräben und sonstiger Vertiefungen im ansonsten ungestörten, kiesigen Boden ab. Völlig überraschend

Nach dem Humusabtrag: Im kiesigen Untergrund zeichnen sich dunkel die Spuren von Pfosten und Gruben ab.



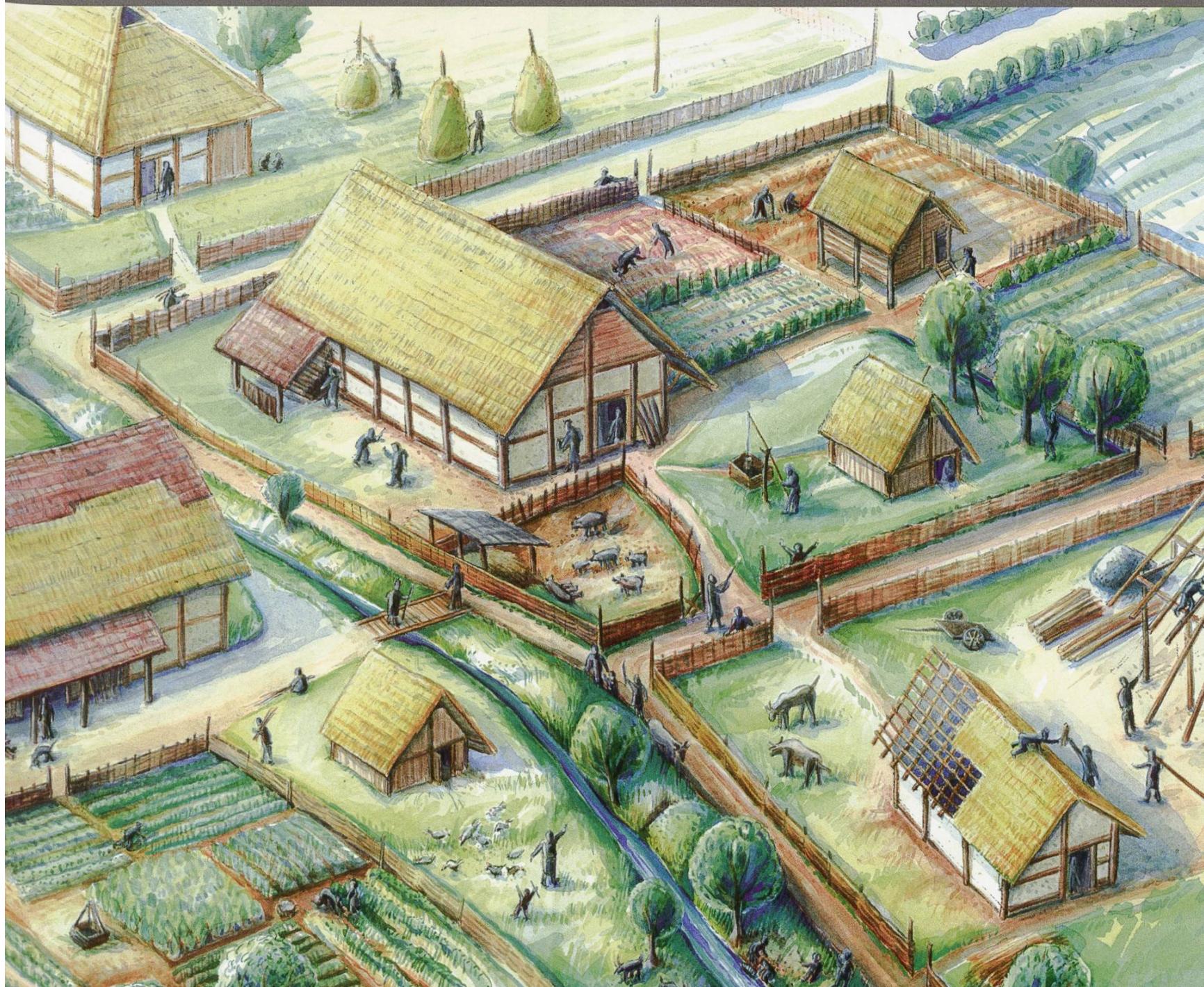
**Sabine Bugmann und
Susanne Afflerbach
analysieren die archäo-
logischen Befunde im
neu entdeckten Keller.**

kamen am südöstlichen Rand des Grundstücks, unter der Humusdecke des Gartens, die Mauerreste eines neuzeitlichen Kellers zum Vorschein. Weder der Eigentümer, dessen Grosseltern hier gelebt hatten, noch die befragten, teils alteingesessenen Anwohner hatten je von einem Gebäude an dieser Stelle gehört.

Die meisten mittelalterlichen Gebäude bestanden zur Hauptsache aus Holz, das unter den hier vorherrschenden Bodenverhältnissen relativ rasch vergeht. Von ihnen bleiben deshalb selten mehr als die Pfostengruben und andere in den Boden eingetiefte Strukturen übrig, die sich kaum von denen anderer Zeitstellungen unterscheiden. Deshalb kann jedes Keramikscherbchen wichtig sein, das in einer solchen Struktur zum Vorschein kommt.

Bei der anschliessenden Ausgrabung liessen sich aus Mangel an aussagekräftigen Funden nur wenige der Strukturen eindeutig datieren. Früh- und hochmittelalterliche Befunde fehlen dabei ganz. Einzelne Pfostengruben sind dem Spätmittelalter zuordenbar. Ganz im Osten, zwischen Haus und Strasse, liessen sich noch kleinere Bauten und eventuell ein kleines Grubenhaus erahnen. Grubenhäuser sind leicht eingetiefte Gebäude, die häufig als Web- und Vorratskeller dienten.





Rekonstruktion einer
mittelalterlichen
Siedlung: Die Gebäude
sind zu einem grossen
Teil aus Holz, Lehm und
Stroh, weshalb sie im
Boden kaum Spuren
hinterlassen (Andrea
Leisinger).

**Zivi Benjamin Kettner
beim Freilegen archäo-
logischer Befunde.**



Die meisten Funde stammen jedoch aus der frühen und späten Neuzeit. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Pfosten- und Abfallgruben. Das rasche Ausdünnen der Befunddichte gegen Westen und das Fehlen grösserer Gebäude deutet darauf hin, dass sich das Areal im Randbereich des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Dorfes befindet.

Über den neuzeitlichen Keller liess sich mithilfe der Brandlagerakten des Staatsarchivs mehr erfahren: In den Akten der Gemeinde Reinach ist im Jahr 1849 ein Grossbrand verzeichnet, dem unter anderem das Gebäude, zu welchem der Keller gehörte, zum Opfer fiel. Als Eigentümer ist ein Bartholomäus Wenger, Bauer, angegeben. Auch das Nachbarhaus, der Vorgängerbau des mittlerweile abgerissenen Hauses Nummer 9, brannte dabei vollständig ab.

Der Lehmboden des neuzeitlichen Kellers sowie dessen Verfüllung aus Bauschutt wiesen deutliche Brandspuren auf, was den Zusammenhang mit dem Brand von 1849 bekräftigt. Über das Baudatum und die Nutzung der Räumlichkeiten schweigen sich die Quellen jedoch aus. Allerdings deuten der breite, steinerne Treppeneingang sowie der nahe gelegene Südosthang, an dem noch heute Reben kultiviert werden, auf einen möglichen Weinkeller hin.

Bericht und örtliche Leitung: Susanne Afflerbach
Juli bis September 2012

N° 77

Eigenthümer und deren Beruf.	Gebäude und deren Beschreibung.	Schäfung von A. 1830.
Gutsbesitzer Wenger Eugen,	Unterthüring un 82 1/2 Pfund zu eigener Beurtheilung von Dens a Holz mit Feuerholz . A Wenger Bfz zum Holz mit Feuerholz . Reparat: un obig Leistung	Fr 1200
		100



links:

In einer Brandlagerakte
der Gemeinde Reinach
ist der Grossbrand
von 1849 vermerkt.
Erwähnung findet
auch der Eigentümer
Bartholomäus Wenger
(Staatsarchiv Basel-
land).

rechts:

Über eine breite
Treppe gelangte man
in den neuzeitlichen
Keller. Die hintere
Wand und der Lehm-
boden davor weisen
Brandspuren auf.



Liestal, Büchelistrasse 4.
Neben unzähligen
Schneckenhäuschen
fanden sich in der
Grabenböschung auch
zahlreiche Tierknochen-
Abfälle.

Liestal, Büchelistrasse 4: das «Schneckenbord»

Die Büchelistrasse südöstlich des Liestaler Tors liegt am einstigen mittelalterlichen Befestigungswall mit altem Wegverlauf um die Stadtmauer Richtung Gestadeck. Auf der Stadtseite des aufgeschütteten Walls befand sich der innere Graben, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts – einhergehend mit der zunehmenden Öffnung der Stadtmauer – bereits mit Gärten bepflanzt war. Das äussere Bord des Walls diente bis zu dessen Überbauung ab den 1830er Jahren als Kehrichthalde. Noch im frühen 20. Jahrhundert haben Schüler «Beutezüge» auf dem «mächtigen Abfallhügel» gemacht. Die hunderten Gehäuse der Weinbergschnecke (*Helix pomatia*), die noch heute geborgen werden können, scheinen der Schutthalde bereits zu Benutzerzeiten den Namen gegeben zu haben.

Die ersten Häuser standen am Wegrand über der Halde. Die Abtiefung des Kellergeschosses der Liegenschaft Nr. 4 um einen Meter ermöglichte es, die obersten Ablagerungsschichten in einem Ausschnitt zu dokumentieren. Der maschinelle Abbau erlaubte

jedoch nur eine grobe Zuweisung der Funde in die zugehörige Schicht. Dennoch war tendenziell eine Abfolge von unten nach oben vom 15./16. bis ins 19. Jahrhundert feststellbar. Auch wenn eine detaillierte Auswertung noch aussteht, seien hier einige besondere Funde kurz vorgestellt.

Fragment eines mit Tonwülsten verstärkten Nachttopfes (links) und Pfeifenkopf (rechts; mit Detail des Stempelabdrucks «ISC»).



**Fragment eines
Zylinderhalskruges aus
Steinzeug (links) und
Bodenstück eines
Steingutgeschirrs aus
Sarreguemines (rechts).
M ca. 1:1.**



- Schlachtabfälle: Unzählige Tierknochen weisen Schneidespuren auf, die vom Schlachten und dem Verzehr der Tiere stammen. Dank der Volkszählung im Jahr 1774 ist bekannt, dass in Liestal damals das Metzgerhandwerk mit 29 Metzgern neben dem Bäckereigewerbe und der Schuhmacherei weitaus die grösste Berufsgruppe ausmachte. Einige Jahre zuvor

schrieb der Chronist Daniel Bruckner sogar von 40 Metzgern.

- Wandscherbe eines Nachttopfes mit Verstärkungssteg: Die Scherbe aus roter, oxidierend gebrannter Irdeware ist auf der Gefäßinnenseite grün glasiert. Sie datiert ans Ende des 16. oder ins 17. Jahrhundert. Typische Merkmale dieses Spezialgefäßes sind ein breiter, verstärkter Rand, eine abdichtende Innenglasur sowie ein oder mehrere Henkel. Ein Nachttopf unter dem Bett ersparte den nächtlichen Gang zum Abtritt. Fäkaliengruben sind in Liestal archäologisch noch keine dokumentiert.

- Pfeifenkopf einer sogenannten Fersenpfeife mit trichterförmigem Kopf: Der Fersenstempel «ISC» findet sich auch auf bekannten Beispielen aus dem Kanton Zug. Dort wird dieser Pfeifentyp an den Anfang des 18. Jahrhunderts datiert und als deutscher Import mit unbekanntem Produktionsort bezeichnet. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hatte der Tabakkonsum alle Bevölkerungsschichten der Region, auch die gehobenen, in seinen Bann gezogen. Die neue Sitte verbreitete sich während des

Dreissigjährigen Krieges von England aus vor allem durch umherziehende Soldaten sehr rasch in ganz Europa. Die ersten archäologisch nachgewiesenen Pfeifen in Baselland wurden aus der Kurpfalz und aus Frankreich importiert. Ab dem 18. Jahrhundert beherrschten Manufakturen aus Gouda (Niederlanden) und dem Westerwald (Deutschland) den Markt und belieferten auch Basel massenweise mit weiss-tonigen, schlanken Tonpfeifen.

- Zylinderhalskrug aus grauem Steinzeug mit kobaltblauer Glasur und Reliefverzierung: Das Importgefäß stammt vermutlich aus der Produktionsregion Raeren (Ostbelgien) oder dem Westerwald (Mitteldeutschland) und datiert ins späte 16. oder frühe 17. Jahrhundert. Steinzeug, gesinterte Keramik, eignete sich wegen seiner Wasserundurchlässigkeit und Säureresistenz gut als Schenkgefäß und Mineralwasserflasche.
- Steingutkrüglein oder -schälchen mit Produktionsstempel auf der Bodenunterseite: Der Stempel erlaubt es, das Gefäß der Firma «Utzschneider & Co.» aus Sarreguemines (Lothringen) zuzuschreiben.

ben. Es datiert ins 19. Jahrhundert. Der sehr helle Scherben erhielt allseitig eine transparente Glasur. Steingut wurde ab dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts in Europa als preiswerter Porzellanersatz produziert. Da es sich sehr gut für die maschinelle Herstellung eignet, wurde eine «Massenproduktion» möglich. In dieser Zeit setzte sich der Tee- und

Kleiner Wasserhahn aus Buntmetall, M 1:1.



**Fragment einer
glasierten Frieskachel
mit Darstellung eines
Silens.**



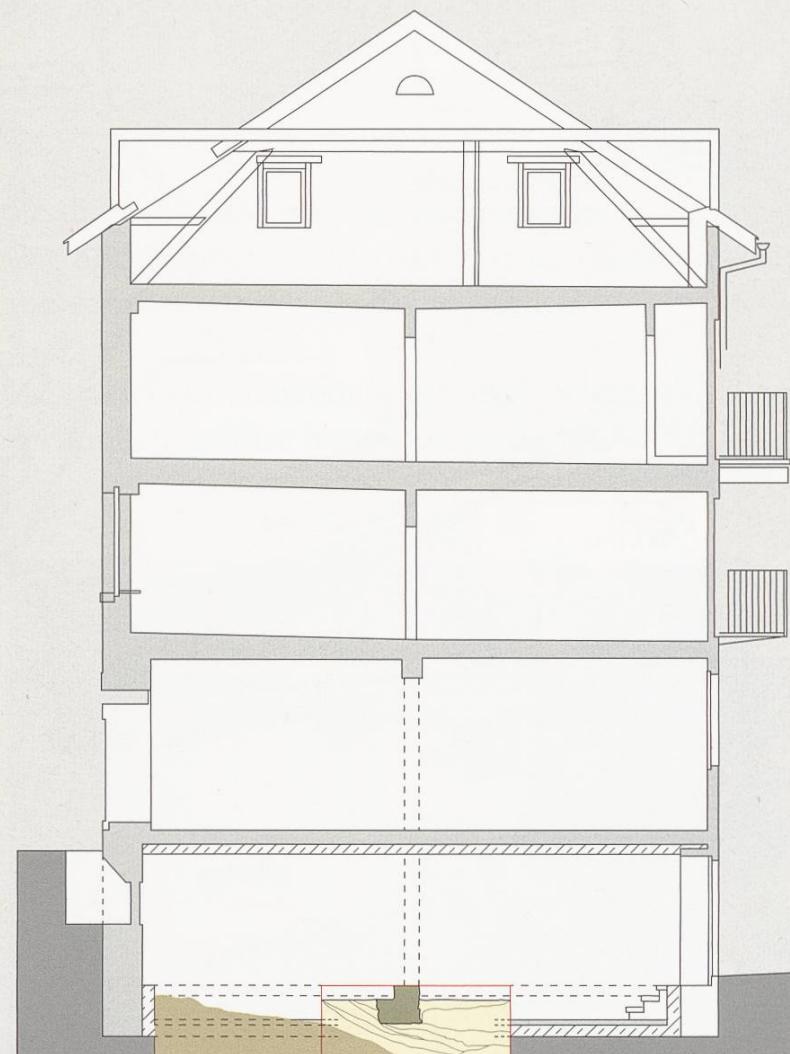
Kaffeegenuss definitiv in der breiten Bevölkerung durch.

- Zapfhähnchen aus Buntmetall: Der 4,5 Zentimeter hohe Zapfen mit aufgesetztem Hahn steckte als Schliessventil in einem konischen Spund, der wahrscheinlich als Ausguss eines Giessfasses diente. Mit

einer Vierteldrehung konnte der Zapfhahn geöffnet oder geschlossen werden. Giessfässer hingen an der Wand oder in einer Nische des Stubenbüfets über einem Handbecken. Sie waren vermehrt ab dem 17. Jahrhundert Ausstattungsbestandteil der guten Stube und dienten dem (sparsamen) Händewaschen vor dem Essen.

- Frieskachel mit Fratzengesicht und randlicher Frauenbüste: Das sechs Zentimeter breite Kachelblatt besitzt eine untere, nach hinten oben abgeschrägte Kante. Die Befestigung erfolgte durch einen an der Oberkante nach hinten abgehenden Steg. Eine Reihe solcher schmalen Kacheln schlossen den Ofenkörper unten als zierender Fries ab. Der Kopf mit den zwei aus dem Mund wachsenden Blättergirlanden stellt einen sogenannten Silenen, ein Mischwesen der griechischen Mythologie, dar. Das Motiv ist typisch für das 17. Jahrhundert.

Örtliche Leitung und Bericht: Anita Springer
Juni 2012



■ Grabungsgrenze
■ Mauerfundament
■ Verfüllschichten des Grabens
■ anstehender Boden

links:
Die Lage des archäologischen Aufschlusses ist im «Geometrischen Grundriss der Statt Liechtstall» von Georg Friedrich Meyer rot hervorgehoben (um 1680).

rechts:
Die Lage des archäologisch untersuchten Stadtgraben-Ausschnitts im Bezug zum aktuellen Bauprojekt.

Birsfelden, Friedensgasse. Auf dem «Geometrischen Grundriss des Bratteler, Muttentzer und Mönchensteinerbanns» von Georg Friedrich Meyer von 1678 ist das Feld östlich der Birsbrücke (linke Bildseite) noch völlig unbebaut.



Birsfelden, Friedensgasse: Wasser-versorgung in der Neuzeit

Bei Strassenbauarbeiten in der Birsfelder Friedensgasse kamen innerhalb einer Woche gleich drei Sodbrunnen zum Vorschein, die nur etwas mehr als 60 Meter auseinanderlagen. Sie waren sehr sorgfältig gemauert, zum Teil unter Verwendung von roten Sandsteinquadern. Nach dem Ende ihrer Nutzungszeit wurden sie teilweise mit Bauschutt aufgefüllt. Der nördlichste der drei Sodbrunnen – Brunnen A – erreichte aber trotzdem noch eine offene Tiefe von zehn Metern.

Eine Besonderheit bot der südöstliche Sodbrunnen C: Zwei mit Sandsteinplatten gedeckte Kanäle mündeten von Osten und von Westen im Brunnen-schacht. Die Kanalabschlüsse wurden erst nachträglich in den Sodbrunnen eingebaut. Der Boden und die Seitenwände der Kanäle bestanden aus dicht aneinander gefügten Backsteinen. In den Fugen war ein grauer Kalkmörtel sichtbar. Die Kanäle besaßen ein Gefälle gegen den Sodbrunnen, das heisst,

sie dienten wohl zur Abwasserentsorgung, nachdem der Sodbrunnen nicht mehr für die Wasserentnahme genutzt wurde.

Zu welchen Gebäuden die drei Sodbrunnen ursprünglich gehört hatten und wie alt sie sind, liess

Nach dem Entfernen der Betonplatten präsentierte sich den staunenden Strassenarbeitern ein gut erhaltener Sodbrunnen.



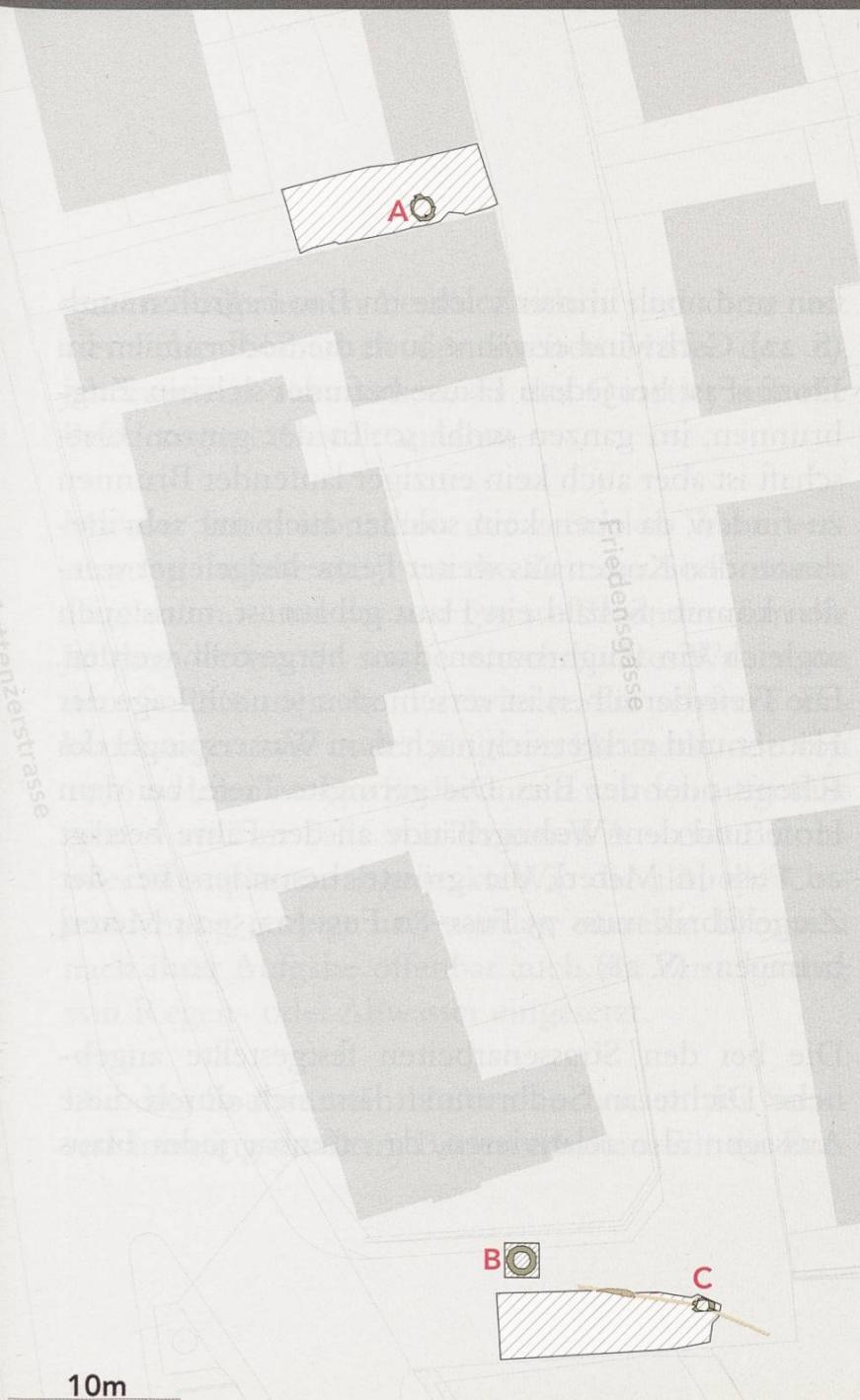
Sodbrunnen A mit jüngerem Gusseisensrohr, das Abwässer von der südlich anschliessenden Liegenschaft in den aufgegebenen Brunnen einleitete.

sich vor Ort nicht bestimmen. Deshalb wurde versucht, diese Angaben unter Zuhilfenahme von historischen Quellen ausfindig zu machen. Die Friedensgasse lag ursprünglich an der alten Landstrasse (heute Muttenzerstrasse/Liestalerstrasse), die von der Birsbrücke in der Nähe der Rheinmündung auf die Hard hinaufführte. Im Bereich der heutigen

Liestalerstrasse war der Weg aber so steil, dass für diesen Abschnitt Vorspannpferde erforderlich waren. Deshalb baute man Anfang der 1850er-Jahre eine neue Strasse, die heutige Rheinfelderstrasse, mit weniger Steigung.

Während Birsfelden auf der Karte von Georg Friedrich Meyer von 1678 als Siedlung noch nicht erkennbar ist, zeigen sich auf der Karte von Friedrich Baader von 1838, ergänzt 1857, bereits einige Häuser entlang der Landstrasse östlich der Birsbrücke. Auch im Bereich der späteren Friedensgasse lassen sich zwei Gebäude ausmachen. Auf der Siegfriedkarte von 1882 wird die Friedensgasse bereits als Nebenstrasse ersichtlich. Zudem sind dort in der Zwischenzeit weitere Gebäude – zumeist Wohnhäuser – entstanden.





links:

Die Lage der drei Sodbrunnen A-C in der Birsfelder Friedensgasse. In den Sodbrunnen C münden zwei Kanäle ein.

rechts:

Im Vordergrund der westliche, mit Buntsandsteinplatten gedeckte Kanal, im Hintergrund Sodbrunnen C.

**Detail des
Sodbrunnens C mit
dem östlichen Kanal
aus Backsteinen.**

Auch die schriftlichen Quellen geben Auskunft über diesen Teil von Birsfelden. So schreibt Xaver Gschwind in seiner Birsfelder Heimatkunde von 1863: «Von der neuen Landstrasse und zugleich ein Stück der alten wendet sich die Strasse gegen Muttenz, an welcher sich links und rechts Häuser erho-

ben und noch immer solche im Bau begriffen sind» (S. 22). Gschwind erwähnt auch die Sodbrunnen im Dorf: «Fast bei jedem Hause befindet sich ein Zugbrunnen, im ganzen wohl 50. In der ganzen Ortschaft ist aber auch kein einziger laufender Brunnen zu finden, da eben kein solcher auch mit sehr bedeutenden Kosten aus weiter Ferne hergeleitet werden könnte. Sobald ein Haus gebaut ist, muss auch sogleich ein Zugbrunnen dazu hergestellt werden. Die Tiefe derselben ist verschieden je nach Lage der Häuser und richtet sich nach dem Wasserspiegel des Rheins oder der Birs. Die geringste Tiefe, bei dem Hofe und dem Wohngebäude an der Fähre beträgt 20 Fuss [6 Meter], die grösste, besonders bei der Ziegelfabrik muss 75 Fuss–80 Fuss [22,5–24 Meter] betragen» (S. 28).

Die bei den Strassenarbeiten festgestellte angebliche Dichte an Sodbrunnen lässt sich durch diese Aussagen also relativieren, da offenbar jedes Haus



seinen Sodbrunnen besass. Zeitlich sind diese mit ziemlicher Sicherheit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuzuweisen, als das Quartier um die Friedensgasse Gestalt annahm.

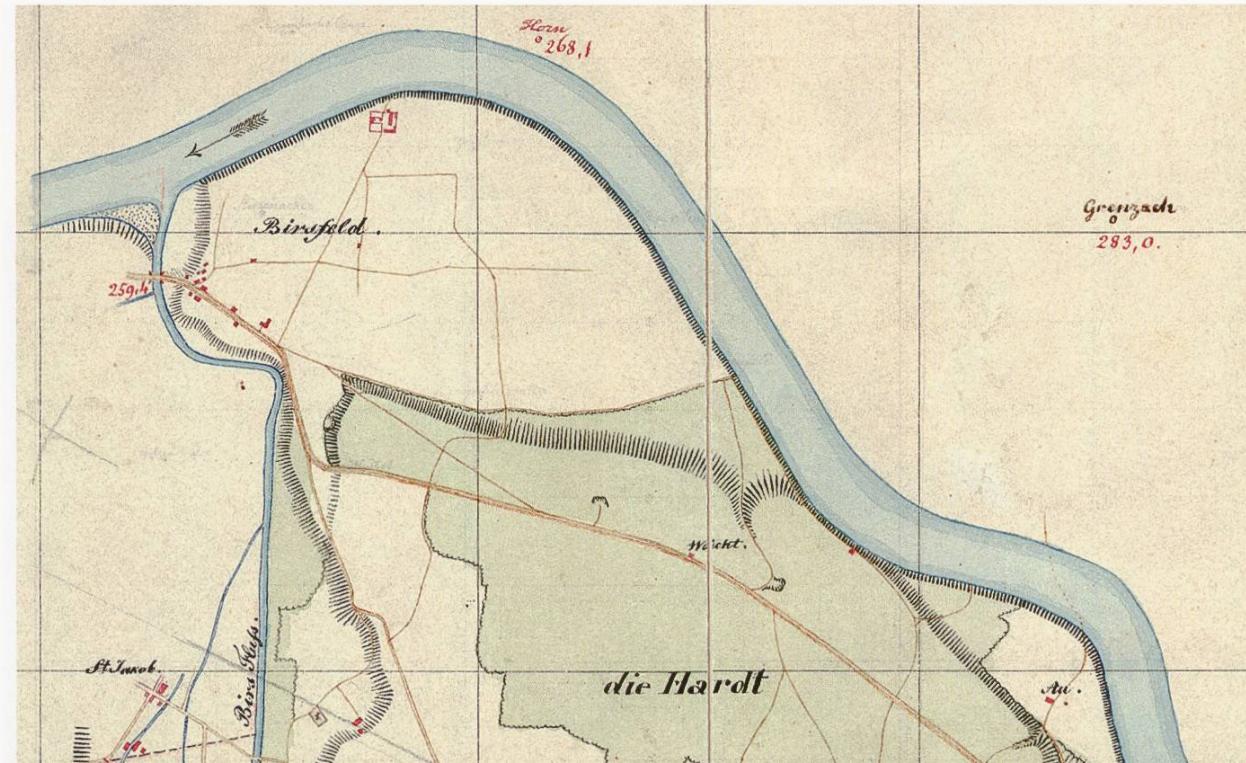
Mit der Inbetriebnahme der zentralen Wasserversorgung im Jahr 1903 war die Zeit der Sodbrunnen abgelaufen – und das war gut so: Besonders um die Jahrhundertwende sorgte verschmutztes Wasser aus den Sodbrunnen immer wieder für schwere Erkrankungen, wie in der jüngeren Heimatkunde von 1976 zu lesen ist. Die Sodbrunnen wurden aufgefüllt oder – wie im Falle von Brunnen A – mit Beton- oder Steinplatten abgedeckt. Wie die aktuelle Untersuchung gezeigt hat, wurden einzelne Brunnen nach ihrer Aufgabe offenbar auch zur Versickerung von Regen- oder Abwasser eingesetzt.

Die drei Sodbrunnen bleiben auch nach der Strassensanierung intakt im Boden erhalten. Für die Ent-

deckung und Meldung dieser neuen Fundstelle sei an dieser Stelle dem zuständigen Bauleiter, Herrn Max Dettwiler, herzlich gedankt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August und September 2012

Auf den Messblättern von Friedrich Baader von 1844 sind östlich der Birs erste Häuser zu erkennen (Bundesamt für Landestopografie).



Sissach, Mühlegasse 6: unter die Fassade geschaut

Sissach, Mühle.
Zustand des Gebäudes
vor der Sanierung,
im Vordergrund der
Nordflügel.

Die unter kantonalem Denkmalschutz stehende Mühle in Sissach erfährt seit Anfang 2011 laufend Renovationen im Innen- sowie Aussenbereich. Die Archäologie Baselland ist je nach Bedarf sporadisch vor Ort und dokumentiert die neu zum Vorschein kommenden Befunde. Im Berichtsjahr stand die Fassadensanierung auf dem Plan. Nachdem das ge-

samte Mauerwerk vom Putz befreit war, wurden innerhalb von vier Tagen 580 Quadratmeter Wandfläche zeichnerisch und fotografisch dokumentiert.

Diverse Mauerknocken und Wechsel der Mauerstärken zeugten bereits vorher anhand des Grundrisses von einer komplexen, jedoch schwer nachvollziehbaren Baugeschichte. Das aktuelle Gebäude mit zwei Flügeln findet sich bereits auf einem Zehntenplan vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die Ersterwähnung der Mühle datiert ins Jahr 1323.

Die Freilegung der Fassadenmauern erlaubte die Rekonstruktion diverser Bauvorgänge. Die Südfassade lieferte die ältesten erhaltenen Bauteile. Ob diese bis 1323 zurück reichen, ist derzeit noch unbekannt. Der Kernbau mit Obergeschoss, von dem ein Eckquaderverband und ein kleinformatiges Fenster mit gefastem Gewände fassbar ist, erstreckte sich über neun Meter Länge und stiess rechtwinklig auf den Mühlekanal. In Phase II wurde der Kernbau nach Osten erweitert. Nachträglich baute man im Obergeschoss ein Fenster ein (Phase III). Eine horizontale Mauerfuge zwischen dem ersten und zweiten

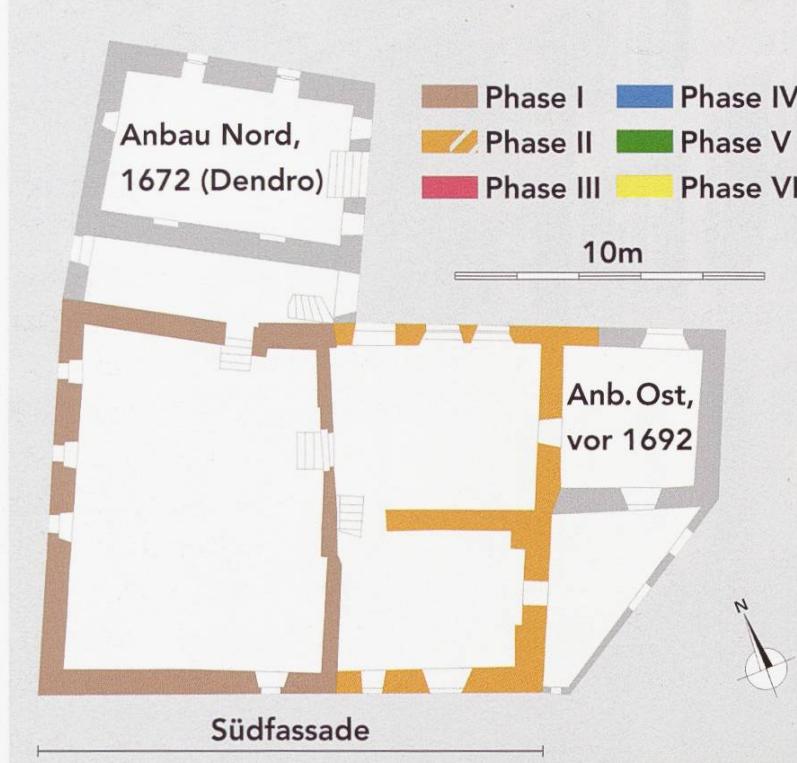


Obergeschoss, die mit den Balkenköpfen der später angebauten Erweiterung korrespondiert, zeigt eine vierte Bauphase an, in der wohl die ganze Südfassade um ein Geschoss erhöht und gleichzeitig mit neuen Fenstern versehen wurde (Phase IV). Spätestens mit der Aufgabe der Müllerei um 1905 wurde die Fassade mit symmetrisch angeordneten, grossen

Fenster- und Balkonöffnungen durchlöchert (Phase V). 1975 fand mit der letzten Renovierung auch die Unterschutzstellung statt (Phase VI).

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2012

Grundrissplan (links)
und Südfassade mit
Kennzeichnung der
Phasen I-VI.





Liestal, Kanonengasse
39–41: Hinter unscheinbaren, hier noch unrestaurierten Fassaden (Bildmitte) verstecken sich zuweilen reiche Geschichten.

Liestal, Kanonengasse 39–41: eine fünfhundertjährige Hausgeschichte

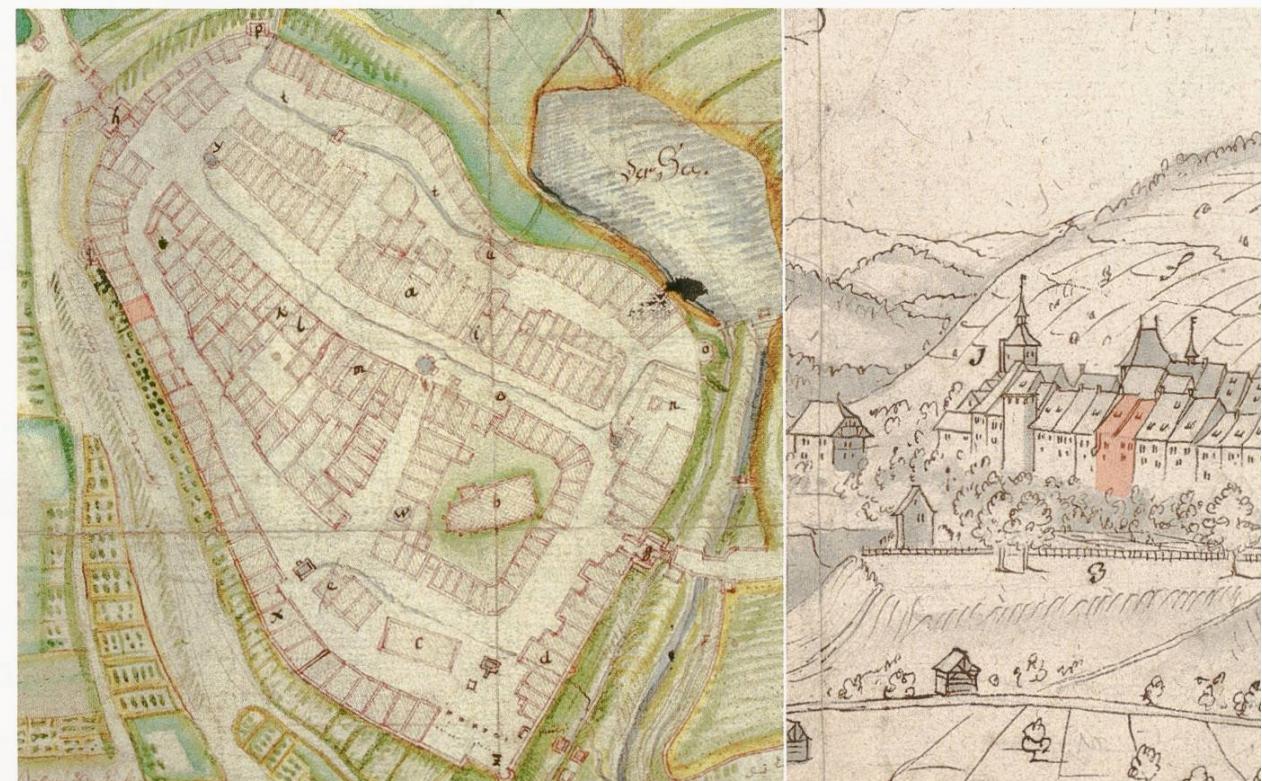
Um einen weiteren direkten Zugang vom Stedtli zum neuen Einkaufszentrum an der Büchelistrasse zu schaffen, wurde das bestehende, schmale Küffigässli erweitert. In den oberen Geschossen der betroffenen Liegenschaft sollen zudem neue Wohnungen entstehen. Die absehbaren Eingriffe in die Bausubstanz machten eine vorgängige Untersuchung durch die Archäologie Baselland nötig.

Das Untersuchungsobjekt liegt im Osten der Altstadt, zwischen der Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert und der Kanonengasse. Die Bauanalyse ergab in Verbindung mit der jahrringgenauen Datierung der Bauhölzer, dass 1513 ein dreigeschossiges Wohnhaus mit zwei Gewölbekellern errichtet wurde, das über beide Parzellen reichte. Im zweiten Obergeschoss wurde der öffentlich begehbar Wehrgang entlang der Stadtmauer berücksichtigt und noch mindestens bis 1718 genutzt. Brandschutt unter dem Gebäude von 1513 gehört zu den wenigen Hinweisen auf eine ältere Bebauung des Areals.

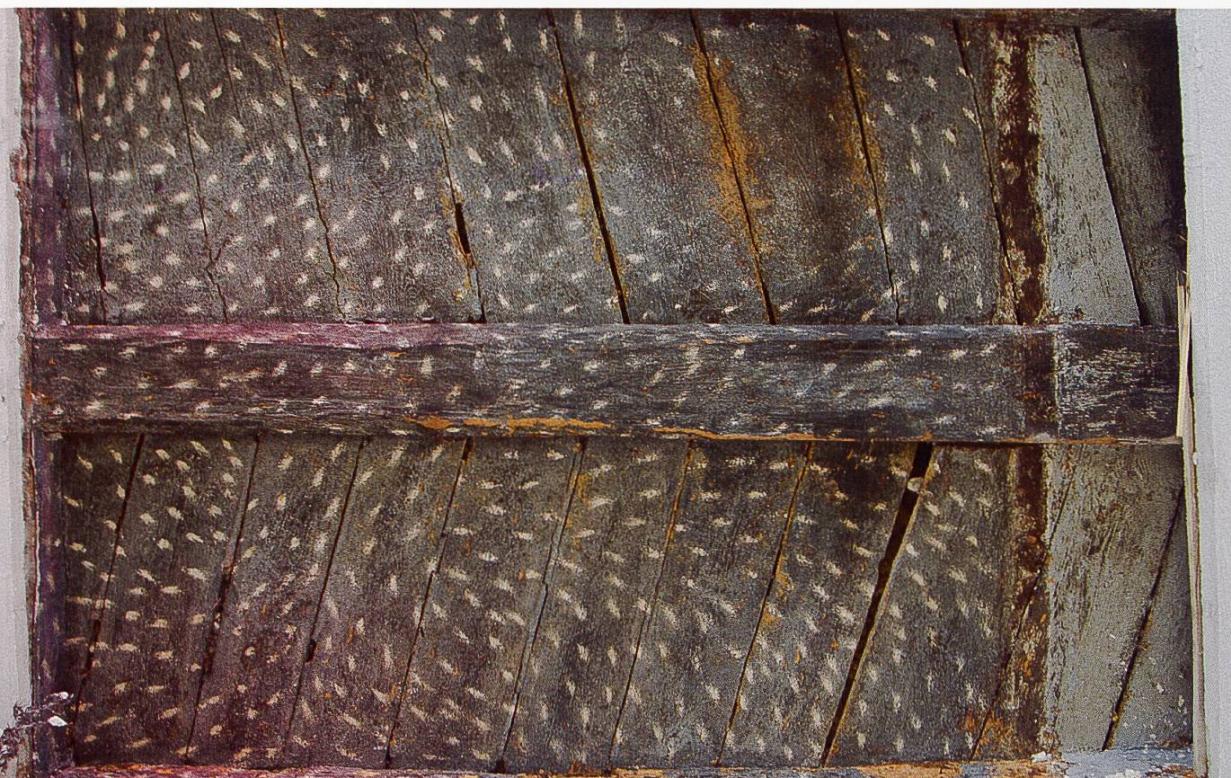
Das Gebäude besass über beide Parzellen durchgehende Balkenlagen. Im Erdgeschoss befand sich gas-

senseitig eine in Fischgrat-Anordnung eingeschobene Decke. Im südlichen Deckenbereich der später unterteilten Parzelle, also im Haus Nr. 41, wurde im frühen oder mittleren 18. Jahrhundert die Fischgratdecke blaugrau gefasst und mit weissen Pinseltupfen verziert. Im ersten Obergeschoss hängte man in den beiden gassenseitigen Stuben eine spätgotische

Auf dem Plan um 1680 von Georg Friedrich Meyer ist die Parzelle noch ungeteilt, bei Emanuel Büchel 1735 geteilt (Staatsarchive Baselland und -Stadt).



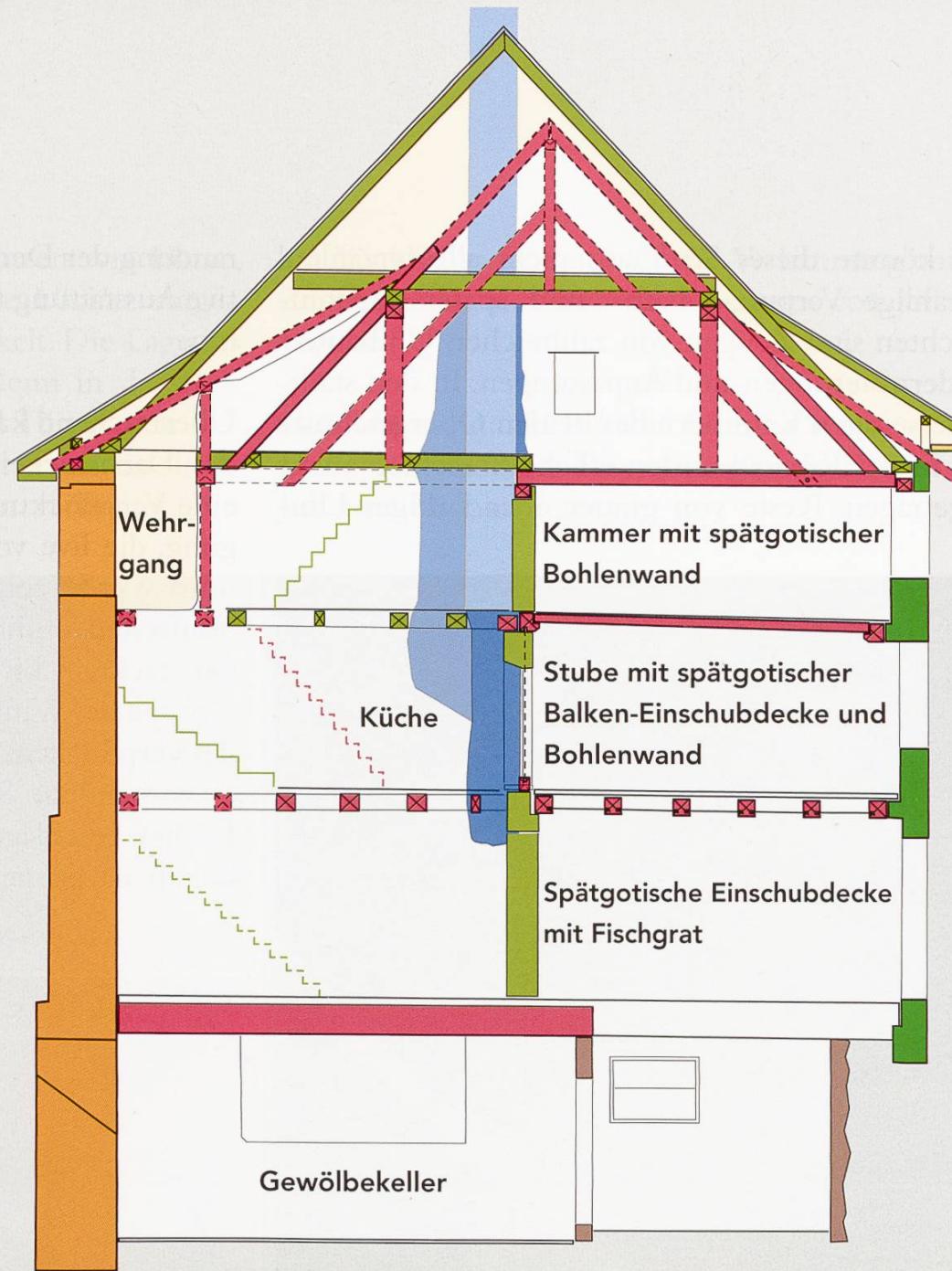
Die eingeschobene
Fischgratdecke von
1513 im Haus Nr. 41,
mit späterer Tupfen-
bemalung.



Balken-Bretter-Decke unter die tragenden Balken. Die sichtbaren Balken mit Einschubbretter weisen Schild und Fase auf und mittig eine schmale Halbrundkehle. Die beiden Stuben waren durch eine Bohlenständerwand unterteilt, deren Ständer in analoger Weise profiliert waren. Die beiden Kammern im zweiten Obergeschoss trennte ebenfalls

eine Bohlenständerwand. Die erste Herdstelle war in der Gebäudemitte installiert. Bei einem späteren Umbau ersetzte man die Bohlenwand zur Küche und die Wände zwischen den Stuben durch Steinwände.

Historische Abbildungen legen nahe, dass die Aufteilung in zwei Gebäude zwischen 1679 und 1735 erfolgt ist. Die zentral gelegene Herdstelle wurde aufgehoben und durch zwei Feuerstellen an den Giebelmauern ersetzt. Um für das nun abgeschlossene südliche Gebäude einen eigenen Flur zu schaffen, hat man die Kammer im Erdgeschoss verschmälert. Um 1785/86 folgte ein grösserer Umbau: Der mittlerweile nicht mehr genutzte Wehrgang wurde dem Wohnraum einverleibt, und die Giebelmauern und Kehlbalken auf der Stadtmauerseite wurden leicht erhöht. Dabei erneuerte man das gesamte Dachwerk und ersetzte den alten, stehenden Dachstuhl durch einen liegenden. Die oberen Geschosse der beiden Gebäudeteile waren fortan mit eichenen Spindeltreppen erschlossen.



Die spätgotischen Balken-Bretter-Decken in den Stuben des ersten Obergeschosses tragen aufwendig gefaste Balken.



Was könnte dieses Stadthaus nicht alles erzählen! Unzählige Verputz-, Farb- und später Tapeten- schichten sind Zeugen von zahlreichen Umbauten, Modernisierungen und Anpassungen. In den stadtmauerseitigen Kammern der beiden Obergeschosse und in der Küche wurden etliche Schichten Farbe aufgetragen. Reste von grauer oder farbiger Um-

randung der Deckenbalken weisen auf eine dekorative Ausstattung nach den Umbauarbeiten von 1786 hin.

Überraschend kam in der 1786 bei der Veränderung des Dachstockes neu eingebauten Zwischenwand eine Verpflokkung zum Vorschein. Nach der Bergung, die live vor versammelten Medien durchgeführt wurde, zeigte sich ein mit vier verschiedenen Stoffresten umhülltes Laubholzstück. Im Loch selber steckte – bis auf die Haut einer Spinne aus der Gruppe der Winkelspinnen – «nichts». Beim Brauch des Verpflockens wurden Holzpfölcke oder -zapfen in vorhandene Spalten oder eigens dafür gebohrte Löcher geschlagen, um darin Geister oder Krankheiten zu bannen. Oftmals wurden dabei Spruch-

>

Unzählige, übereinander- liegende Farbschichten (oben) und freigelegte Tapetenschichten (unten) zeugen von einer langen Nutzungsgeschichte.

bänder oder «wirkkräftige» Substanzen wie Harze, Haare oder Fingernägel mit in die Löcher eingebracht oder um den Zapfen gewickelt. Die Lage im Dachgeschoß ist ungewöhnlich, denn in der Regel wurden Balken in Ställen und Türrahmen bevorzugt, zudem war der Brauch eher im ländlich-bäuerlichen Umfeld als in Städten verbreitet. Ein

eindrückliches Beispiel für die Verbannung mittels Zapfen liefert «Die schwarze Spinne» von Jeremias Gotthelf.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli 2012 bis Januar 2013

**Gespannt beobachten
die Medienschaffenden,
was bei der Entfernung
des Bannzapfens zum
Vorschein kommt.**



Liestal, Rathausstrasse 9.
Ausschnitt der bemalten
Legebretterdecke im
zweiten Obergeschoss
(letztes Viertel 17. Jahr-
hundert). Der Adler
symbolisiert Unsterb-
lichkeit, Mut, Weitblick
und Kraft. Er ist Sinnbild
für den Aufstieg in den
Himmel und die Erlö-
sung der Seele.



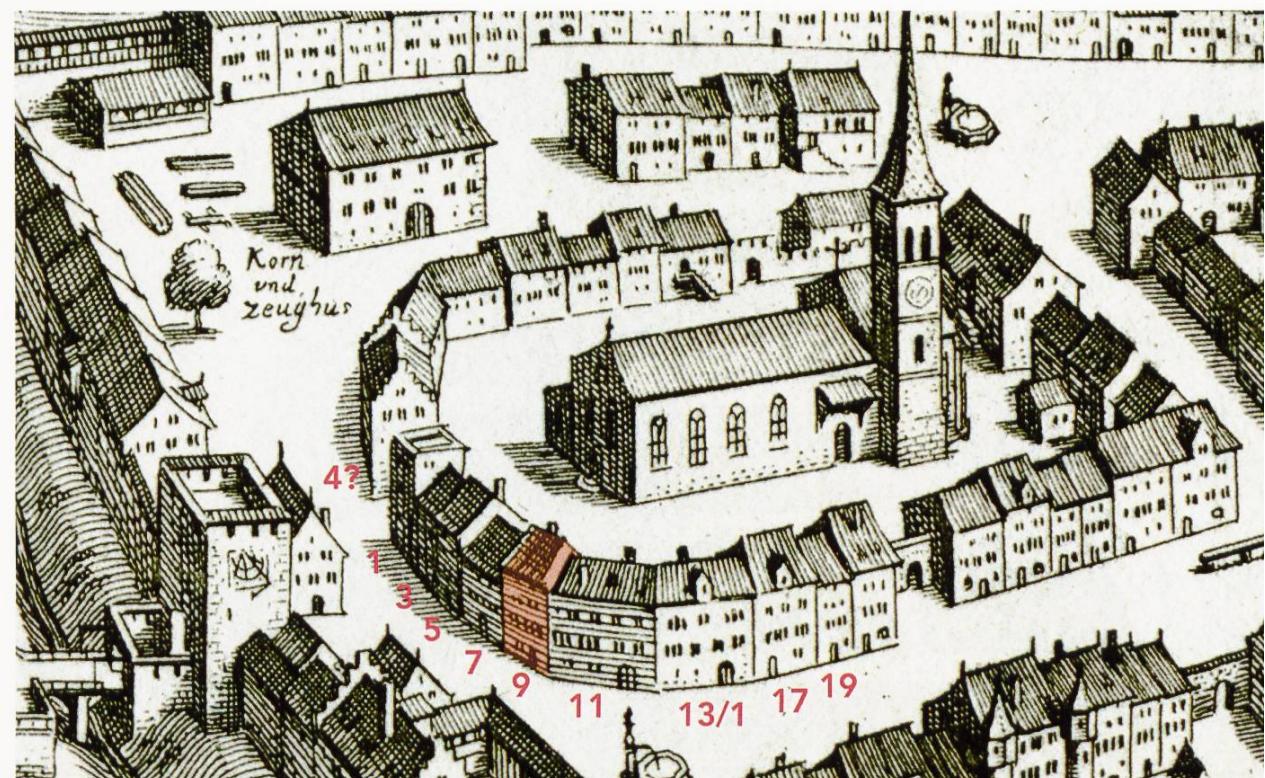
Liestal, Rathausstrasse 9: die alte Stadtschreiberei

Der Umbau des alten Schuhgeschäfts gegenüber dem Regierungsgebäude – Standort des einstigen Freihofs – brachte ungewöhnlich reichhaltige Deckenmalereien ans Licht. Dieser Fund machte deutlich, dass das Gebäude einstmals offenbar eine aussergewöhnliche Rolle spielte. Tatsächlich liess sich das Untersuchungsobjekt als ehemalige Stadtschreiberei identifizieren. Es diente in den Jahren 1613 bis 1765 als Wohnhaus und Amtsstube des Schreibers, bevor letztere in den benachbarten Freihof umgesiedelt wurde. Der Schreiber unterstand wie die anderen von Basel abgeordneten Beamten dem Liestaler Schultheissen. Er wirkte als Liestaler Stadtschreiber, war aber als Landschreiber auch zuständig für das ganze Amt Liestal und die anderen oberen Basler Ämter Farnsburg, Homburg, Ramstein und Waldenburg. Seine Befugnisse, Verträge, Urkunden, Teilungen und Urteile zu beglaubigen und zu besiegeln, überstiegen diejenigen der Untervögte, Geistlichen und Lehrmeister bei Weitem.

Städtische Bauvorschriften drückten ab dem 16. Jahrhundert der lokalen Bauart zunehmend städtischen Charakter auf. Die für administrative Posten

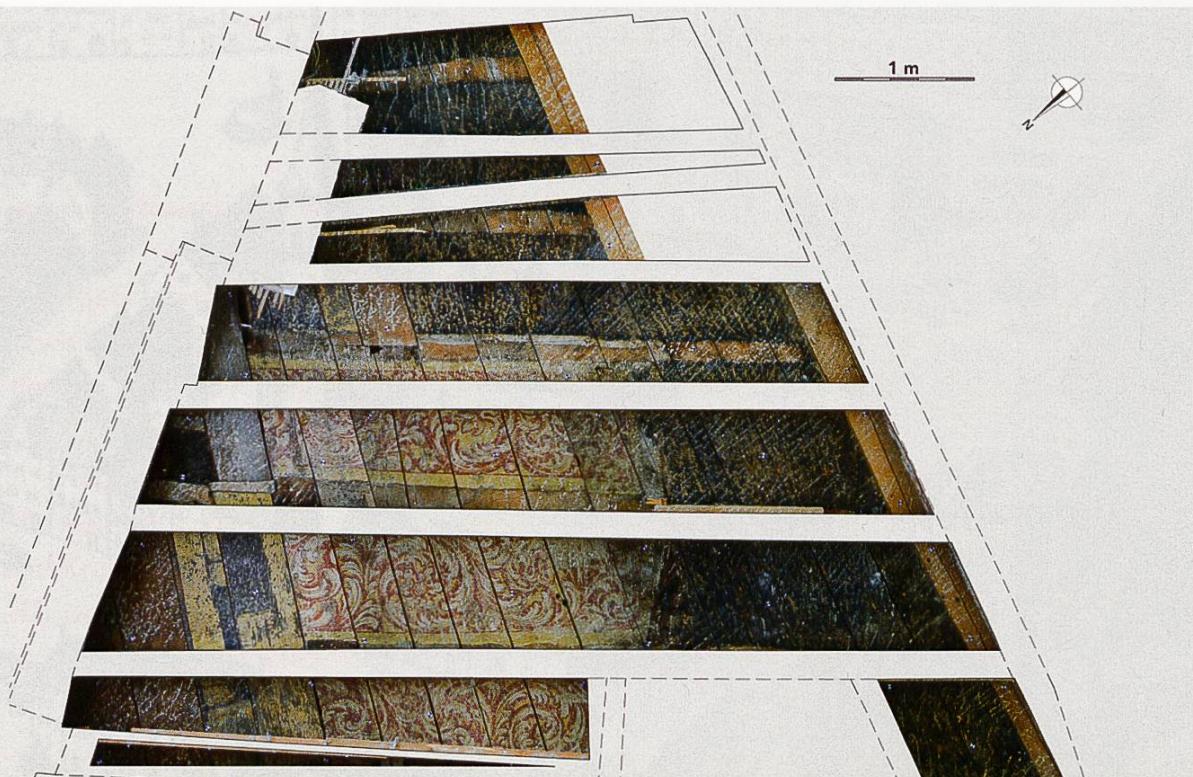
auf der Landschaft eingesetzten Basler Bürger brachten zudem städtische Lebensformen und die neuesten «Ausstattungstrends» in die Wohn- und Arbeitsstuben. So strahlten spätgotische, in Ofen-nischen stehende Kachelöfen, Deckenmalereien und Wandverzierungen gutbürgerliche Verhältnisse

Die Lage der im Text erwähnten Liegenschaften an der Rathausstrasse auf dem Merian-Plan von 1642.



Holzbalkendecke mit barocken Rankenmalereien im Erdgeschoss (letztes Viertel 17. Jahrhundert).

aus. Zudem fällt im Untersuchungsobjekt das grosszügige Platzangebot mit Raumhöhen von bis zu drei Metern auf. Die Bauhölzer für das Haus wurden gemäss Jahrringdatierung im Winter 1563/64 geschlagen. Aus dieser Zeit stammen die heute noch aktuellen Deckenbalken des ersten und zweiten



Obergeschosses sowie der Dachstuhl. Dieser Neubau füllte die dreieckige Baulücke zwischen der Rathausstrasse 7 – in Fortführung der Amtshausgasse – und der in stumpfem Winkel daran stossenden Rathausstrasse 11 aus.

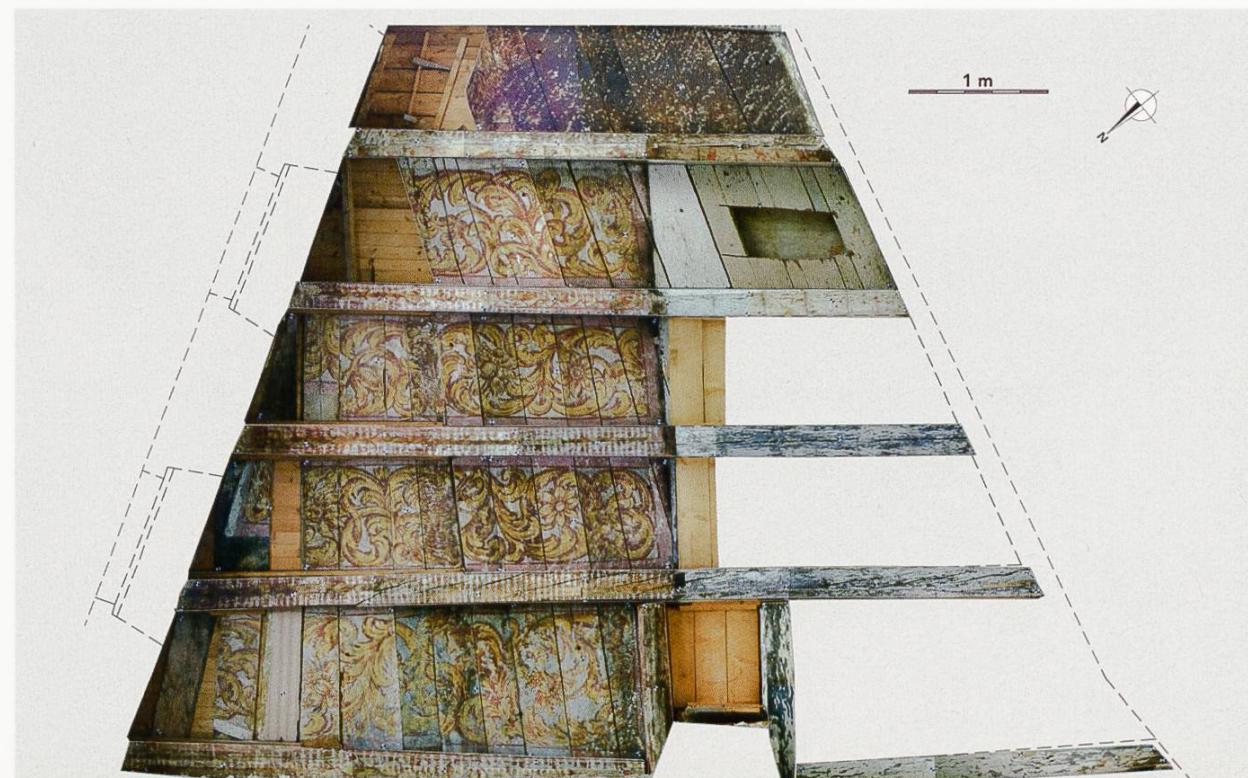
Früheste Spuren einer Überbauung auf diesem Grundstück stammen aus der Zeit vor 1381, einem einschneidenden Jahr in der Liestaler Stadtgeschichte. Damals drangen die Truppen des Herzogs Leopold von Österreich gewaltsam in das Städtchen ein – zwecks habsburgischer Machtausdehnung. Viele Gebäude inklusive der Stadtkirche wurden Opfer eines Brandes. Es dauerte zwanzig Jahre, bis sich Liestal von dieser Katastrophe erholte: Um 1400 wurde die Stadt Basel neue Besitzerin und war bereit, in den Wiederaufbau und den Ausbau der Festigung zu investieren. Mauerreste mit Brandschäden aus dieser Zeit finden sich unter anderem in den Giebelmauern der Nachbargebäude Rathausstrasse 7 und 11, die an das Untersuchungsobjekt angrenzen. Diejenige von Haus Nummer 11 wies bereits beim Brand sicher zwei Bauphasen auf, und auch Haus Nummer 9 besass möglicherweise einen

mittelalterlichen Vorgänger, wie die nachträglich zu dessen Gunsten zurückversetzte Hausecke andeutet. Die ruinöse Giebelmauer von Nummer 7 wurde wahrscheinlich 1405 wieder aufgemauert und mit zwei Giebelfenstern versehen. Im 15. oder in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde auf der Seite von Nummer 9 eine Feuerstelle mit Kamin eingebaut, worauf ein verpichter Mauerstreifen hinweist. Zugemauerte Balkenlöcher eines älteren Daches in der Brandmauer zur Nachbarliegenschaft Nummer 11 sind zudem ein weiteres Indiz für einen frühneuzeitlichen Vorgängerbau.

Im Jahr 1563/64 wurde die Giebelmauer von Nummer 7 zugunsten des Neubaus Nummer 9 erhöht. Die gegenüberliegende Nummer 11 muss bereits so hoch gewesen sein, da der neue Dachstuhl von Nummer 9 konstruktiv in dessen Stuhl einging. Das erste Obergeschoss besaß eine Decke aus in die Balken eingeschobenen Brettern. Gassenseitig war eine kleine Stube abgetrennt, die möglicherweise mit einem Wandtäfer ausgestattet war. Das zweite Obergeschoss scheint nicht für Wohnzwecke ausge-

baut gewesen zu sein. Dort bestand die Decke aus Brettern, die über die Balken gelegt waren. Ob die verheerende Pestwelle im Jahr 1564 mit 500 Toten, bei der beinahe die halbe Liestal entvölkert wurde, den Grund für den fehlenden Ausbau bildet, bleibt dahingestellt.

Holzbalkendecke mit barocken Rankenmalereien im zweiten Obergeschoss (letztes Viertel 17. Jahrhundert).



Bemalter Deckenbalken mit rot-weißer Maserierung und grauer Umrandung, vermutlich 1613.



Ein erster grosser Umbau erfolgte 44 Jahre später im Jahr 1607. Das Erdgeschoss wurde in eine strassenseitige Stube und eine rückseitige Küche mit Herdstelle unterteilt. Am hochziehenden Kamin schloss man im ersten Obergeschoss einen Kachelofen an, der fortan die Stube heizte. Diese erhielt nach der

Erneuerung der Deckenbretter ein mit Ölmalerei verziertes Deckentäfer, das in Fragmenten noch erhalten ist. An der Strassenfassade, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert ersetzt wurde, sind spätgotische Mehrfachfenster anzunehmen. Der Rest des Geschosses wurde mit einer rot-weißen Maserierungsmalerei an der Decke und grauen Begleitbändern an den Wänden entlang derselben verziert. Das zweite Obergeschoss blieb offenbar weiterhin unausgebaut. Im Jahr 1613 «erhandelte» ein Herr Brun die Liegenschaft Nummer 9 oder 11. In dieser Zeit dürften die beiden Gebäude durch Mauer durchbrüche miteinander verbunden gewesen sein. Es folgten diverse Innenausbauten. Das zweite Obergeschoss wurde endlich verputzt, wohnlich gestaltet und erhielt spätestens dann ein Fenster zum Kirchhof. Die gesamte Decke zierte wie im ersten Obergeschoss neu eine rot-weiße Maserierungsmalerei. Die deckennahen Wandbereiche umrahmte man auch hier mit grauen Bändern. Die interne Erschliessung der Geschosse erfolgte über schmale Spindeltreppen. Im ersten Obergeschoss fanden nur unwesentliche Veränderungen statt: Zwei Decken-

balken wurden verschoben, die rot-weiße Decke mit Ocker überstrichen, die grauen Begleitbänder an den Wänden mit roten und ockerfarbenen Streifen übermalt.

Zu unbekannter Zeit baute man in das bisher einräumige zweite Obergeschoss kirchhofseitig eine Kammer ein. Diese erhielt eine graue Deckenfarbe mit weißen Sprenkeln und diente als Entrée oder Zwischenraum von und in die Nummer 11. Das Ende des 17. Jahrhundert brachte weitere Veränderungen. Im Erdgeschoss und im räumlich neu unterteilten zweiten Obergeschoss erhielten die Decken eine zeitgemäße Rankenmalerei. Die beiden Decken sind stilistisch unterschiedlich und wohl weder gleichzeitig noch vom gleichen Künstler. Ab dem Jahr 1807 liefern die Brandlagerakten Informationen über Besitzerwechsel, Raumfunktionen und bauliche Veränderungen. 1877 gestaltete man möglicherweise die Fassade komplett neu und richtete im Erdgeschoss eine Spenglerwerkstatt ein. 1911 schliesslich wurde diese in ein Verkaufslokal umgewandelt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juni bis Dezember 2012

Letztes Deckenbrett mit Ölfassung in Braun- und Gelbtönen, Stube im ersten Obergeschoss, 1607.





Binningen, Holeerain 42.
Ansicht der strassen-
seitigen, gegen das
Herrenhaus gerichte-
ten Trauffassade des
Sutterhauses. Das
Fachwerk ist über-
putzt.

Binningen, Holee 42: das Sutterhaus – ein primärer Vielzweckbau

Das «Holeeschlösschen» geht auf den spätmittelalterlichen privaten Landsitz eines Basler Bürgers zurück. Es steht als sogenanntes Eigengut in einer Reihe mit vier benachbarten, vor der Stadt Basel gelegenen Herrenhäusern in Gundeldingen, die alle im 14. und 15. Jahrhundert entstanden, heute jedoch – bis auf das «Untere mittlere Gundeldingen» – verschwunden sind. Das aktuelle Herrenhaus im Holee wurde um 1553 von David Joris, einem aus Belgien eingewanderten Täufer, an alter Stelle neu aufgebaut. Heute ist das Untersuchungsobjekt neben dem Herrenhaus und einem stark umgebauten Wirtschaftsgebäude eines der letzten drei Bauwerke des einst herrschaftlichen Ensembles. Alle liegen mittlerweile unauffällig im dicht überbauten Binninger Holeequartier.

Das Sutterhaus – seit 1865 im Besitz einer Familie Sutter – stand lange Jahre leer und blieb deshalb seit den 1920er Jahren frei von einschneidenden Modernisierungen. Umso reicher ist es an historisch wertvollen und authentischen Befunden aus seiner Geschichte.

Der Bau steht giebelseitig zum Hang. Den hangseitigen Abschluss bildet mit einem Drittel des Gebäudegrundrisses das Tenn, das gemäss Bauinschrift 1692 angebaut wurde. Der Ursprung des Gebäudes ist im heutigen Wohn teil zu suchen und darf aufgrund des beschrifteten Fenstersturzes des Stubenfensters ins Jahr 1642 datiert werden. Stall und Heubühne be-

Die Lage des Sutterhauses im Holeegut. Feldskizze von Geometer Georg Friedrich Meyer (um 1680).



«Sommerstube» mit
Blick in den Garten.
Stammt das Wandtäfer
bereits von 1692? Die
älteste Tapete datiert
um 1850.



fanden sich im Mittelteil. Sie wurden in den 1870er Jahren in Wohnräume umfunktioniert. Es handelt sich im vorliegenden Fall also ursprünglich um einen sogenannten primären Vielzweckbau. Bei diesem sind Wohnräume, Stall und Heulagerraum unter demselben Dach auf einen einzigen Baukörper reduziert. Dieser archaische Haustyp – in seiner Art

seit der Jungsteinzeit bekannt – ist bauarchäologisch in Baselland für die frühe Neuzeit heute nur noch selten nachweisbar. Wie häufig er bei frühneuzeitlichen Steingebäuden und Gebäuden in Mischbauweise war, ist nicht mehr zu beurteilen.

Erwähnenswert am Sutterhaus ist die unterschiedliche Ausführung des Dachfusses zwischen Wohnbereich und Heuboden. So besitzt der Wohnteil eine übliche Sparren-Dachbalkenkonstruktion. Im Bereich der Bühne wurden aber die parallel zum Giebel laufenden Decken- respektive Dachbalken weggelassen und somit ein zum Dach offener Raum gewonnen. Stattdessen fügte man in die beiden randlichen Bunddachbalken in der Trennwand zum Wohn teil und in der Giebelwand nahe an der Traufseite und parallel dazu jeweils einen Wechselbalken ein. In diesen wurden kurze Stichbalkchen gesteckt, auf denen man die Sparren fixieren konnte. Auch der neue Dachstuhl aus den 1830er Jahren berücksichtigte diese offene Heubühne.

Eine weitere konstruktive Eigenart ist zudem die Mischbauweise mit massiv gemauertem Unter- und

Erdgeschoss sowie in Eichenfachwerk errichtetem Obergeschoss. Die Konstruktionsart mit gemauertem Sockel und Fachwerk in den Obergeschossen ist unter anderem für die Gemeinden Binningen, Bottmingen und Biel-Benken spätestens ab dem 17. Jahrhundert typisch und liess sich auch mehrfach bauarchäologisch nachweisen. Obwohl diese drei Gemeinden bereits im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts zum Untertanengebiet der Stadt Basel kamen, dominierte die sundgauische Fachwerkbauweise noch weitere 200 Jahre die Gebäudekonstruktion. Lediglich die kaminführenden Giebelmauern respektive die Gebäudesockel wurden aufgrund städtischer Brandschutzvorschriften zunehmend versteinert.

Es stellt sich die Frage, ob das Sutterhaus eine typologische Übergangsvariante zwischen den bereits als primäre Vielzweckbauten konzipierten Hochstudhäusern und der im Zuge ab dem 17. Jahrhundert merklich einsetzenden Versteinerung ist. Oder widerspiegelt der Gebäudetyp seit jeher die Bedürfnisse einer unterprivilegierten Bevölkerungsschicht, die eine reduzierte Landwirtschaft betreibt, verbun-

den mit räumlicher Eingeschränktheit oder einem Nebenerwerb? Jüngste Beispiele primärer Vielzweckbauten mit kleinen Ökonomieteilen treten vermehrt gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und sind in Verbindung mit Heimarbeit und bescheidenen Verhältnissen zu sehen.

**Stube im Erdgeschoss.
Das Deckentäfer datiert spätestens in die 1870er Jahre. Es passt sich den zuvor bedenklich abgesenkten Deckenbalken an.**

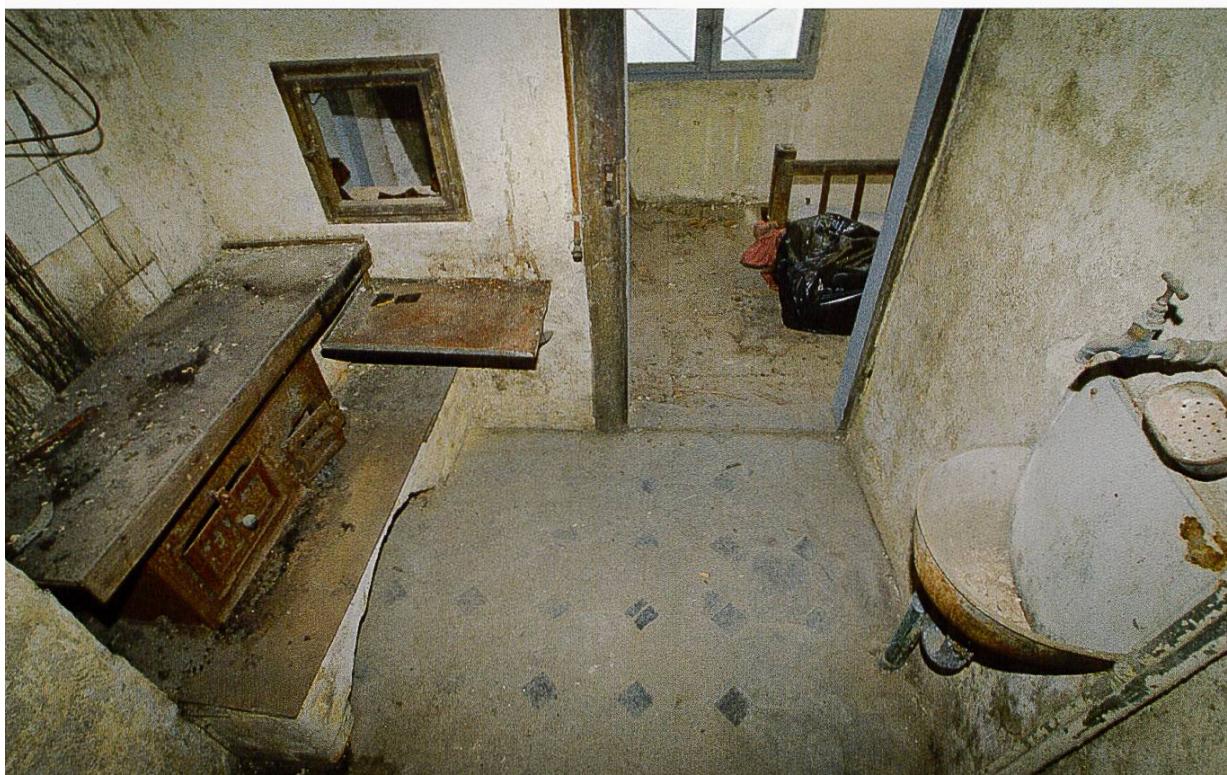


**Ein eindrückliches
Zeitzeugnis: die drei
Quadratmeter grosse
Küche von 1923 im
Dachgeschoss.**

Das Grundrisskonzept des Gebäudes ist einfach. Es ist in Firstrichtung zweigeteilt. In der rückwärtigen Gebäudehälfte trat man durch den heutigen Hintereingang direkt in die Küche. Diese war mit einer Feuerstelle und einem neben dem Eingang auskragenden Aussenbackofen – auch Sommerbackofen

genannt – ausgestattet. Neben der Küche war die Sommerstube untergebracht. Die Ostausrichtung und das Dreifachfenster garantierten eine gute Beleuchtung. Bis zum ersten Umbau 1692 war das Zimmer offenbar unbeheizbar. Der in Richtung Herrenhaus weisende Hausteil gliederte sich in Stube, Mittelgang und Stall. Die durch einen Kachelofen beheizte Stube fiel mit ihren 13 Quadratmetern eher bescheiden aus. Durch den Stall war das 1692 angefügte Tenn betretbar. Über Sommerstube und Stall befand sich der bis unters Dach offene Heustock. Die Räume über Küche und Stube nutzte man spätestens ab 1830 als eigene Wohneinheit. Um 1900 wurde das Dachgeschoss ausgebaut, 1923 besaß das kleine Haus drei Küchen und war mit mindestens drei Parteien bis unters Dach voll belegt. Zu den Innenwänden ist ergänzend zu bemerken, dass die Gefache der Wandkonstruktionen von 1642 mit Wacken ausgemauert waren, diejenigen von 1692 mit Lehmflechtwerk gefüllt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juli bis November 2012





links:
Die Dachwerk-
Situation im ersten
Obergeschoss.
rot: 1642
gelb: 1830

rechts:
Grundriss des
Erdgeschosses mit
der Eintragung der
Bauphasen.

Ziefen, Hauptstrasse
100. Auf der Sepia-
zeichnung von Johann
Jakob Uebelin, um
1810/20, ist die Fassade
des Gebäudes links
noch dreieckig und
ohne Laubenanbau. Im
ersten Obergeschoss
wohnte zu der Zeit ein
Hirte, im Erdgeschoss
«Kähtri», eine Krämerin
(Kunsthistorische
Sammlung).



Ziefen, Hauptstrasse 100: Bauernhaus mit diversen Erweiterungen

Das durch seine markante giebelseitige Laube auffällige Bauernhaus war schon lange auf der Liste der «Möchtegern»-Untersuchungsobjekte des Bauforschungsteams. Als daselbst nun eine umfassende Sanierung angekündigt wurde, war die Gelegenheit zur Erforschung der Hausgeschichte endlich gegeben. Die Auskernung der Scheune mit Aushub einer Kellergrube erlaubte zusätzlich einen Blick in den Boden.

Tatsächlich kamen im Bereich der rückseitigen, aktuellen Wagenremise und des hinteren Stallbereichs wenige Gruben sowie ein verfülltes Pfostenloch zum Vorschein. Eine allseitig 20 Zentimeter dick mit fettem Lehm abgedichtete, senkrecht in den anstehenden Kalkgrien gestochene Grube von $1,1 \times 0,7$ Meter und einer Tiefe von 70 Zentimetern darf als Latrinengrube interpretiert werden. Eine ebenfalls rechteckige Grube von $1,5 \times 1,3$ Meter war mit Hausabfällen verfüllt. Die wenigen Funde in der braunen, humosen Verfüllung bildeten zur Hauptsache Fragmente von Napfkacheln, allesamt aus rot

gebrannter Drehscheibenware mit stark gerillter Aussenseite. Vier der sechs Scherben besitzen eine grüne Innenglasur. Das Fundspektrum wird durch das Fragment eines Talglämpchens bereichert, wie sie bis ins 16. Jahrhundert als Beleuchtungskörper dienten.

Die mit Lehm ausgekleidete Latrinengrube während der Freilegung.



Das Untersuchungsobjekt mit giebelseitiger Laube vor dem Umbau. Der links anschliessende Bau soll ins 16. Jahrhundert datieren (Denkmalpflege BL).

Die Funde datieren wahrscheinlich in die erste Hälfte oder Mitte des 15. Jahrhunderts. Wann sie entsorgt wurden, bleibt unbekannt. Ebenso ist ungeklärt, ob die Gruben zu einer vorgängigen Parzellenbebauung gehörten oder den Kernbau des Untersuchungsobjektes, der zeitlich bisher noch nicht genau einzuordnen ist, sehr früh datieren. Das Haus

hat einen Zweiraumgrundriss von elf mal knapp acht Meter, besitzt eine mächtige Mauerstärke von 0,8 Metern und war dreigeschossig. Der strassenabgewandte Raum fungierte zumindest zur Hälfte von Anfang an als ebenerdiger Keller, wie zwei kleine Fensteröffnungen zeigen. Die weitere Nutzung des Erdgeschosses ist nicht rekonstruierbar. Die trennende Innenwand mit einer Verbindungstüre wurde im Erdgeschoss wie in den beiden darüberliegenden Stockwerken in einer zweiten Etappe eingebaut. Die Fassade wurde in den 1820er oder 1830er Jahren einschneidend umgestaltet. Die älteste derzeit belegte Herdstelle liegt im ersten Obergeschoss und stammt aus unbekannter, späterer Zeit. Ihr Einbau verlangte die Strafung eines Kehlbalkens; der Schlot beschnitt im Dachgeschoss ein Giebelfenster.

Ein Vergleich mit dem Dorfprospekt von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1679 zeigt bereits eine zwischen Kernbau und Nachbarhaus gestellte Ökonomie. Brandspuren und Mauerreparaturen bezeugen einen verheerenden Brand mit teilweisem Einsturz, der gemäss einer Bauinschrift 1744

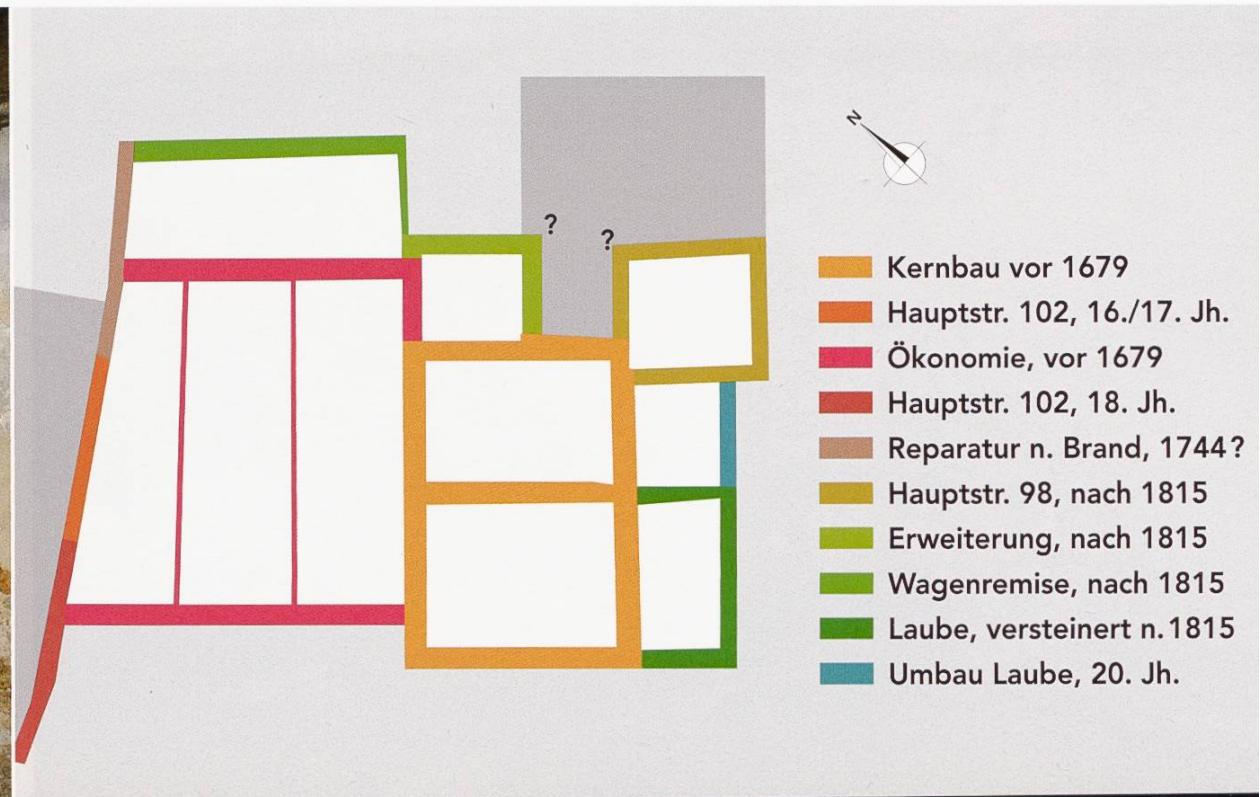


umfangreiche Reparaturarbeiten nach sich zog. Diverse Erweiterungen schlossen über die Jahrhunderte gartenseitig an den Kernbau und die jüngere Ökonomie an. Die noch ausstehende Analyse der ab 1807 detailliert geführten Brandversicherungsakten können sicherlich einige absolute Baudaten nachliefern. Charakteristisch für das Gebäude ist die gie-

belseitig angebaute Laube mit einem über zwei Geschosse gemauerten Sockel. Sie löste eine hölzerne Vorgängerkonstruktion ab, die einen unabhängigen Zugang ins erste Obergeschoss ermöglichte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer.
Mai–Juli 2012

Blick in den ursprünglichen Kellerraum im Erdgeschoss (links) und Phasenplan des Gebäudes (rechts).



Arlesheim, Dom: profaner Schmuck am Gotteshaus

Auf der Suche nach Schäden im Dachfuss des Arlesheimer Domes machten die Zimmerleute im letzten Jahr eine spannende Entdeckung: Die ursprünglich sichtbaren Stichbalken des Dachstuhles über dem Chor besassen an den Fassadenüberständen kunstvoll geschwungene und mit einem schwarzen Begleitstrich verzierte Köpfe.

Der Chorsthuhl stammt nachweislich vom ursprünglichen Chor der in den Jahren 1680 bis etwa 1682 erbauten Domkirche. Da es durch die kurze Bauzeit und die ständig wechselnde und durch Abwesenheit glänzende Bauleitung jedoch zu diversen Baumängeln kam, entstanden bald derart starke Schäden, dass eine umfassende Renovation unausweichlich wurde. Schlecht konstruierte Anschlüsse führten zu Wasserschäden, welche die Balken faulen und die Gipsdecke instabil werden liessen. 1760 wurde der Dom dann um drei Binder verlängert, was den Neubau des Chores mit sich brachte. Dabei wurde der alte Dachstuhl beibehalten und mit einem neu angesetzten Segment in der gleichen Dimension erweitert. Der Stuhl des Chores mit den verzierten Balkenköpfen liess sich problemlos wiederverwenden. Die neue Untersicht des Chordachvorsprungs wurde jedoch durch einen Dachhimmel verkleidet, weshalb die nun verdeckten, verzierten Balkenköpfe bald in Vergessenheit gerieten. Dafür blieb die Bemalung gut erhalten. Vergleichbare Dachuntersichten mit profilierten Kragbalken sind im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert unter anderem an profanen Steinbauten der Stadt Solothurn



Arlesheim, Dom.
Balkenkopf mit ge-
schwungenem Profil und
schwarzem Begleitstrich,
Spitze gekappt (Jakob
Steinmann).

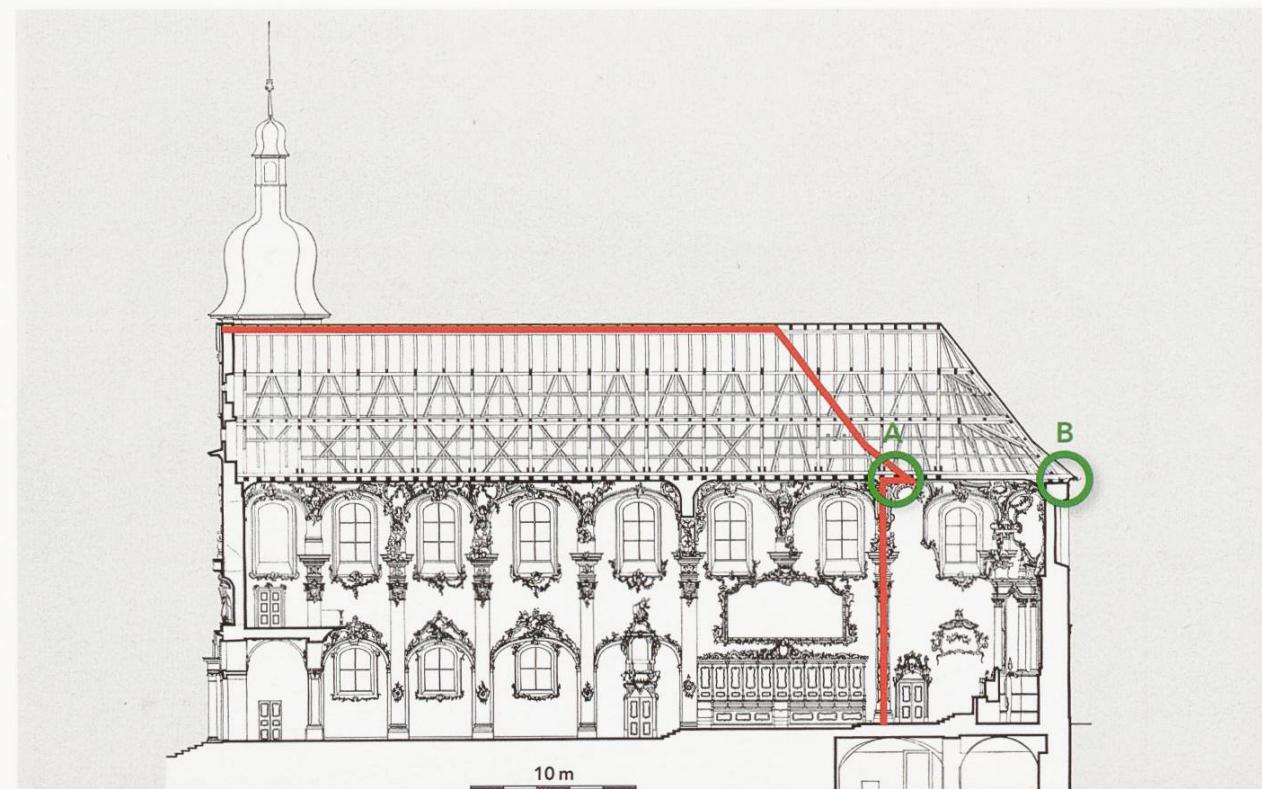
häufig anzutreffen. Es waren im späten Klassizismus und dem Biedermeier beliebte Zierelemente.

Die Grundsteinlegung zum Bau des Domes erfolgte am 25. März 1680. Zumindest der Baubeginn, vermutlich aber auch die erste Planung der Gesamtanlage, unterstand einem Pater Frantzen Societ, den man mit dem Jesuitenordensbaumeister Johann Franz Demess (1633-1695) gleichsetzt. Demess leitete in den 1670er Jahren vor allem im Solothurnischen diverse kirchliche Bauprojekte. Nach drei Wochen verliess der Pater Arlesheim jedoch bereits wieder. Ein neuer Bauleiter wurde vorerst nicht eingestellt. Ein Jahr später wurde vermerkt, dass es mit der Bauleitung und Baustellenaufsicht nicht gut bestellt war. Die Lösung schien der Domdekan des Kapitels, Franz Christoph Rinck von Baldenstein, zu liefern. Als Weihbischof des Bistums Eichstätt empfahl er, den dortigen Hofbaumeister Jakob Engel beizuziehen. Tatsächlich kam Engel im Mai 1681 für mindestens vier Tage nach Arlesheim und begutachtete die entstandenen Baufehler an der immer noch nicht fertigen Kirche. Doch auch im Januar 1682 fehlte ein Baumeister auf der Grossbaustelle.

Anscheinend engagierten die enttäuschten Domherren danach den «Schulthais zu Keyzerstuhl», der den Kirchenbau schliesslich zu Ende führte.

Baubegleitung: Jakob Steinmann, Waldenburg
Bericht: Anita Springer
Dez. 2011

Schnitt durch den Dom mit rekonstruiertem Bau von 1679/81, postulierter Lage der verzierten Balkenköpfe (A) und aktueller Lage derselben (B).



Bottmingen, Bruderholzstrasse 7: Lehmwickeldecke aus dem 19. Jahrhundert

**Bottmingen,
Bruderholzstrasse 7.
Ansicht der strassen-
seitigen Giebelfassade.
Die Gebäudetrennung
ist gut erkennbar.**

Inmitten des alten Bottminger Dorfkerns untersuchte die Archäologie Baselland die östliche Wohnhaushälfte eines Bauernhauses, das in die Jahre 1603/04 dendrodatiert ist. Auslöser war ein bevorstehender Umbau. Die Parzellenteilung mit Halbierung des Gebäudekomplexes quer zum Giebel erfolgte vor 1807, wie die Aufzeichnungen in

den Brandlagerakten belegen. Da der Schutz einer Liegenschaft unter anderem vom Besitzer abhängt, wurde im Jahr 1987 lediglich die Westhälfte des Hauses kantonal geschützt, eine begleitende Bauuntersuchung fand damals aber nicht statt. Die vorliegende Dokumentation holt dies nun in gewisser Weise nach.

Wie das ebenfalls im Jahr 2012 untersuchte Nachbarhaus Nr. 9 handelt es sich beim hier vorgestellten Gebäude um eine Mischbauweise, wie sie für das Leimental regionaltypisch ist, mit giebelständiger Ausrichtung zur Strasse hin. So bildet eine massive Giebelmauer die Schaufassade. Die hintere Giebelwand, als Trennung zum anschliessenden Wirtschaftsteil, sowie sämtliche Innenwände bestanden aus ausgemauertem Fachwerk. Die jüngere, halbierende Trennwand wurde in Lehmflechtwerk ausgeführt. Die Ökonomie hat man spätestens im



20. Jahrhundert in Wohnraum umgewandelt und im Zuge des aktuellen Umbaus auf der einen Parzellenhälfte abgerissen.

Eine erwähnenswerte bauliche Eigenart datiert ins Jahr 1837. Damals wurde die östliche Wohnhaushälfte durch einen Querbau erweitert. Die Akten sprechen von einer «Neue Behausung samt Schmidte...», respektive einem «Schmidtenegebäude». Das Erdgeschoss ist in Stein aufgeführt, die Obergeschosse in vermehrt mit Kalktuffstein ausgemauertem Fachwerk. Speziell und auffallend jung ist die im ganzen Erdgeschoss eingebrachte Lehmwickeldecke. Hierzu wurden Holzspältlinge mit lehmbeschmiertem Stroh umwickelt und in die seitlichen Nute der Deckenbalken eingeschoben. Sie ist als Brandschutzmassnahme in Zusammenhang mit der im Erdgeschoss eingerichteten Schmiedewerkstatt

zu sehen. Eine Lehmdecke hatte im Übrigen einen massiven Versteifungseffekt auf die Gebäudekonstruktion und bot gegen den darüberliegenden Wohnraum eine ideale Isolation.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2012

Die Lehmwickeldecke im Erdgeschoss des Anbaus von 1836/37, jahrgenau datiert mittels der Dendrochronologie.



Bottmingen, Bruderholzstrasse 9: ein Stück Lokalgeschichte verschwindet

**Bottmingen,
Bruderholzstrasse 9.
Verputzter Riegelbau
mit Steinsockel,
während des Abbruchs
des Ökonomieteils.**

Das freistehende, verputzte Fachwerkhaus an der Bruderholzstrasse 9 befand sich im Dorfkern, auf der Nordseite der Strasse. Entgegen den anderen, meist giebelständigen Gebäuden lag es etwas von der Strasse zurückversetzt und leicht im Uhrzeigersinn abgedreht. Auf der Nordwestseite war ein gros-

ser Ökonomieteil mit Waschhaus und Sodbrunnen, einem Schweinestall und Remise angebaut. Zudem waren eine Werkstatt für eine Wagnerei und eine von der Küche aus direkt begehbarer Mahlmühle eingerichtet. Da die Archäologie Baselland zu spät auf den Abbruch der Liegenschaft aufmerksam gemacht wurde, liess sich dieser Ökonomieteil jedoch nicht mehr dokumentieren.

Der Keller und das Erdgeschoss waren mit Bruchsteinen gemauert, das Obergeschoss und der Dachraum mit Fachwerk erstellt. Auf der Haustrückseite gab es eine Laube. Das Dach wurde von einem liegenden Stuhl mit Sparrendach gebildet.

Der Kellerraum mit einem ebenerdigen Brunnen, mit dem man das Hang- und Grundwasser fasste, erstreckte sich ursprünglich nicht über den ganzen



Gebäudegrundriss und war nahezu quadratisch. Seine Decke wurde mittig von einer Eichenstütze getragen. Der Unterzugsbalken aus Eiche und die Deckenbalken aus Föhre wurden im Herbst/Winter 1761/1762 geschlagen und sofort verbaut. Zu einem späteren Zeitpunkt hat man den Keller auf Haustiefe in Richtung Garten und Hinterhof erweitert. Der in den neuen Hintereingang eingebaute Schlussstein mit Inschrift 1762 HK FS zierte ursprünglich wohl den älteren, heute zugemauerten, strassenseitigen Kellerabgang.

Eigentlich hätte das Wohnhaus gemäss Bauprojekt stehen bleiben sollen. Der im Bereich der abgerissenen Ökonomie direkt an das Fundament anschliessende Aushub für den Neubau hat in der Giebelmauer jedoch einen mehre Zentimeter brei-

ten Senkungsriß verursacht, sodass das 250 Jahre alte Gebäude nicht mehr erhalten werden konnte.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Februar 2012

Raymond Kontic bereitet eine Holzprobe für die Jahrringdatierung (Dendrochronologie) vor.





Arlesheim, Obere
Mühle. Blick in den
Mühlenraum mit dem
Mahltisch der Zeit um
1780.

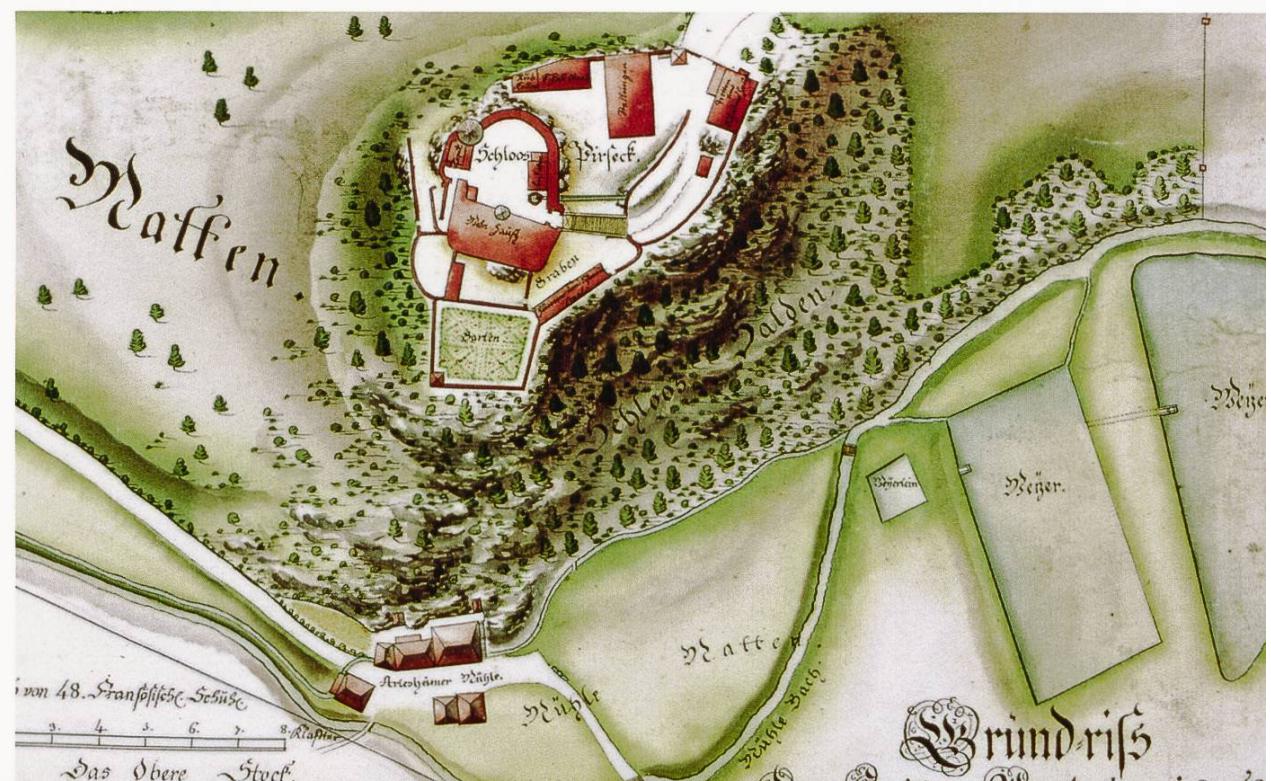
Arlesheim, Obere Mühle: ein Mahltisch der Sonderklasse

In Arlesheim, am Fusse des Hügels unterhalb von Schloss Birseck, steht eine Häusergruppe mit einem steinernen Aquädukt. Das grösste der drei Gebäude ist eine still gelegte Mühle. Die Stiftung Ermitage zieht eine Restaurierung und teilweise Wiederherstellung der Mühle in Erwägung. Zu diesem Zweck unterzogen die Archäologie Baselland und der Mühlenexperte Kurt Fasnacht das Gebäude mit seinem eindrücklich dimensionierten und vorzüglich ausgearbeiteten Mahltisch und seine Umgebung mit dem Wasserkanal einer historischen und bauarchäologischen Analyse.

Weiher und Mühlen sind bereits seit dem Mittelalter mit dem Schloss Birseck verknüpft. Im Bereich der späteren Ermitage wurden im Laufe der Zeit mehrere Mühlen erstellt. Eine zum Hofe Arlesheim gehörende Mühle ging laut Quellen 1239 an den Bischof Lüthold II. von Basel über – den Bauherrn des auf dem markanten Felsen stehenden Schlosses. Eine «alte Mühle» stand wenig östlich der heute noch stehenden einstigen Schleiferei und ist am Ende des 17. oder im 18. Jahrhundert abgebrannt. Auf einer Kartierung des Schlossumschwunges aus

der Zeit vor 1760 finden sich am Hangfuss nördlich des Weges ein grosses Gebäude mit Wohnteil und Ökonomie sowie zwei kleinere Gebäude und südlich des Weges das Gärtnerhaus. Das 1703 erbaute Gärtnerhaus wurde ursprünglich als Mühle erstellt; das Mühlenrad befand sich auf der Westseite,

In einem Plan der Zeit vor 1760 ist der Verlauf des Kanals zur mutmasslich älteren Mühle unten links zu erkennen (Staatsarchiv Baselland).



Das Gärtnerhaus (links) und die Mühle stehen heute am Eingang zum Landschaftsgarten der Ermitage.



das Wasserrad wurde von einem Kanal gespeist, der über den Weg führte. Dieser gemauerte Wasserkanal wurde 2008 während einer Leitungsanpassung angegraben und dokumentiert. Weiter oben führte der Kanal von den Weihern auf Höhe des heutigen Aquäduktes entlang eines heute noch sichtbaren

Simses im Felsen und hatte anschliessend auf eine Distanz von rund 25 Metern einen Höhenunterschied von über fünf Metern zu bewältigen. Dies spricht dafür, dass auch der grosse Gebäudekomplex nördlich des Weges eine Mühle war und ein overschlächtiges Wasserrad besass.

Die Häusergruppe mit Mühlen bildet eine geeignete Kulisse für die Besucher der 1785 eröffneten romantischen Gartenanlage der Ermitage. Anscheinend sorgte der Müller nicht genügend für das Umfeld der Mühle. Das hölzerne Aquädukt war stets undicht, der Weg stand oft unter Wasser und um die Häuser herrschte Unordnung. Erst nach dem 1814 erfolgten Kauf der Mühlen durch Conrad von Andlau wurden diese in einen ordentlichen Zustand gebracht. Der Initiator verpachtete die in die wiedereröffnete Gartenanlage integrierte Mühle fortan an den Müller und garantierte so die nötige Pflege. Die Häusergruppe bildete von nun an einen repräsentativen Eingangsbereich zur Anlage, im Gärtnerhaus konnte man sich einen Führer für einen Spaziergang organisieren.

Die einzigen grösseren Eingriffe am Gebäude dürften in dieser Zeit entstanden sein: Das holzver- schalte Radhaus für das Wasserrad wurde durch ein steinernes ersetzt, und die Öffnungen für die Was- serraadwellen wurden umgestaltet. Die Arbeiten hat man zu grossen Teilen in Tuffstein ausgeführt, was in der Ermitage für jene Zeit typisch ist, wie das entsprechende Baumaterial am Aquädukt, an Um- gestaltungen auf dem Schloss Birseck und an zeitge- nössischen Sitzbänken zeigt.

Das gemäss Inschrift 1780 erstellte Mühlengebäu- de südlich des Weges, mit einem Radhaus für zwei oberschlächtig betriebene Wasserräder, ist dreige- schossig. Im oberen Geschoss befinden sich beheiz- bare Wohnräume mit Küche, im Dachgeschoss Estrich und Speicher. Der massive Mahltisch ist 11,57 Meter lang, 2,65 Meter breit, 1,60 Meter hoch und zum grossen Teil aus Eichenholz gebaut. Die Rah- men- und Schwellbalken mit dazugehörenden Pfo- sten und Querbalken – insgesamt 18 Pfosten in drei Reihen verteilt – ruhen auf verputzten, einen Meter tiefen Bruchsteinfundamenten, die zudem den be- gehbaren Mahlgraben bilden. Die Anlage ist für vier

Mahlwerke eingerichtet, die von zwei Wasserrädern angetrieben wurden. Der ganze Tisch ist somit in axialer Symmetrie in je drei gleich grosse Teilab- schnitte gegliedert. Die Vorderseite des Tisches zeigt eine feine durchlaufende Profilierung und sorgfältig bearbeitete Balkenköpfe.

Schloss Birseck und die Mühle im Tal nach einer Darstellung von 1787 von Johann Baptist Stuntz und Johann Joseph Hartmann.



An der Südmauer ist der Mahltisch mit Kalksteinpfeilern abgestützt, die marode Eichenpfosten ersetzen.

Entlang der dem Wasser zugewandten Südmauer finden sich defekte Mauerpartien, die wegen der aufsteigenden Feuchtigkeit mit Kalksteinen neu aufgemauert werden mussten. Die hier vorhandene Reihe von Steinsäulen war zudem Ersatz für bereits marode gewordene Eichenpfosten. Möglicherwei-

se stammen diese Steinsäulen vom älteren, grossen Mühlengebäude gegenüber dem Weg. Dass an ihrer Stelle ursprünglich hölzerne Pfosten standen, zeigen die im Rahmengebälk vorhandenen Nuten und Löcher einer älteren, kopfzonigen Verzapfung. Beeindruckend gearbeitet sind die verschiedenen Verbindungen der Quer- und Längsbalken, unter anderem der massiven, 29×34 cm grossen Schwell- und Rahmenbalken. Auch an den beiden Anstelltreppen wurde mit fein gearbeiteten Profilierungen nicht gespart.

Im Mahlraum befand sich eine auf Konsolen aufgebaute, beheizbare Müllerskammer mit Fenster, Pritsche und Tisch. Von dieser Holzskammer sind heute bloss noch zwei Steinkonsolen und einige Abdrücke der Einrichtung im Verputz übrig geblieben. Es ist anzunehmen, dass gegen den Mahlraum ein Fenster



existierte, so dass der Müller von seinem «Kommandoraum» aus Kontrolle über den Mahlvorgang hatte.

Der Boden im begehbaren Mahlgraben wurde im Laufe der Zeit wohl wiederholt mit Astmaterial und Holzresten ausgelegt, um der aufsteigenden Feuchtigkeit Herr zu werden. Die sichtbaren Deckenbalken aus Nadelholz sind mit Unterzugsbalken, zwei Eichensäulen und Sattelholz abgestützt. Ausserdem gab es vom Mahltisch aus eine Treppe ins Obergeschoss, wohl ein Aufgang für den Müller. Entlang der Westwand muss ein Anstellpodest für Material gestanden haben, denn sonst würde die Sitzbank im hoch liegenden Fenster keinen Sinn machen.

Ein Mahlstein ist hinter dem Haus noch vorhanden, die Mahltechnik hingegen müsste man für eine allfällige Rekonstruktion der Anlage rekonstruieren. Dimension und Bearbeitungsqualität der Einrichtung sind in dieser Form in der Schweiz nur noch

selten anzutreffen. Deshalb wäre es schön, wenn sich die Idee einer Reaktivierung der Arlesheimer Mahlanlage eines Tages umsetzen liesse.

Örtliche Leitung und Bericht: Claudia Spiess
August und September 2012

Detail der Mahltischfront mit Schwellbalken, profilierten Pfosten und Rahmenbalken sowie verzierten Köpfen der Querbalken.



Wenslingen, Mittlere
Gasse 44. Stube im
ersten Obergeschoss
mit Kachelofen und
Bettnische. Hellblaue
Öfen sind typische
Aargauer Importe aus
der ersten Hälfte des
19. Jahrhunderts.

Wenslingen, Mittlere
Gasse 44. Stube im
ersten Obergeschoss
mit Kachelofen und
Bettnische. Hellblaue
Öfen sind typische
Aargauer Importe aus
der ersten Hälfte des
19. Jahrhunderts.



Wenslingen, Mittlere Gasse 44: eine Dachlandschaft lässt ahnen

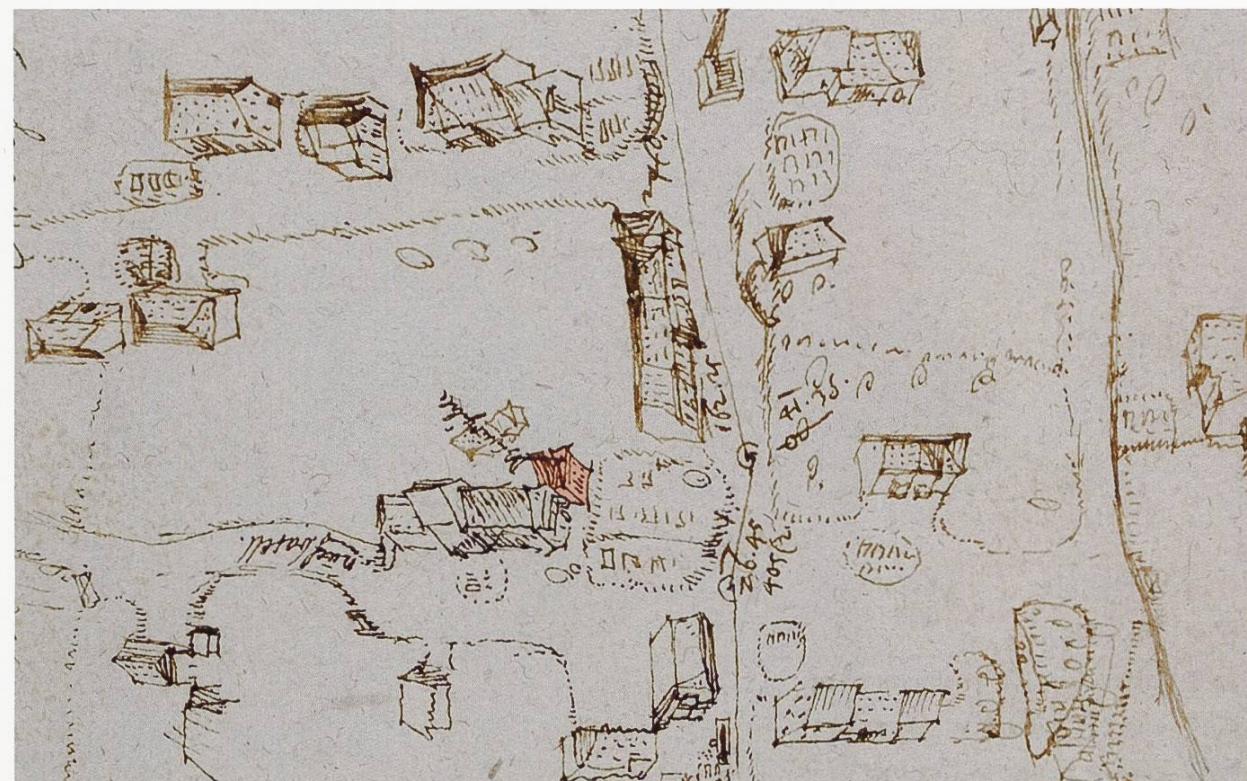
Die geplante Sanierung eines kommunal geschützten Objektes führte zu einer vorgängigen Kurzuntersuchung des seit Jahren leerstehenden Wohnhauses eines Kleinbauern. Die eigenartige Dachlandschaft zusammen mit den zwei Nachbarliegenschaften liess eine spannende Baugeschichte vermuten. Georg Friedrich Meyer skizzierte das Gebäude um die 1680er Jahre in Vogelperspektive mit einem im Bau befindlichen Satteldach. Häuser im Bau sind selten dargestellt. Die ums Eck liegenden Ökonomie bestärkt mit ihrer in die Flugpfette eingekerbten Inschrift «1688 HB» eine Bauzeit des Wohnhauses im späteren 17. Jahrhundert. Der lediglich zweiraumbreite und einraumtiefe Neubau ist mit seiner Gebäudeflucht gegenüber der bereits stehenden Liegenschaft Nr. 46 etwas nach vorne versetzt und an diese angebaut. Er nimmt damit die

östliche Hälfte der bereits stehenden, südlichen Giebelfassade von Nr. 46 als Teil der eigenen nördlichen Giebelfassade in Anspruch.

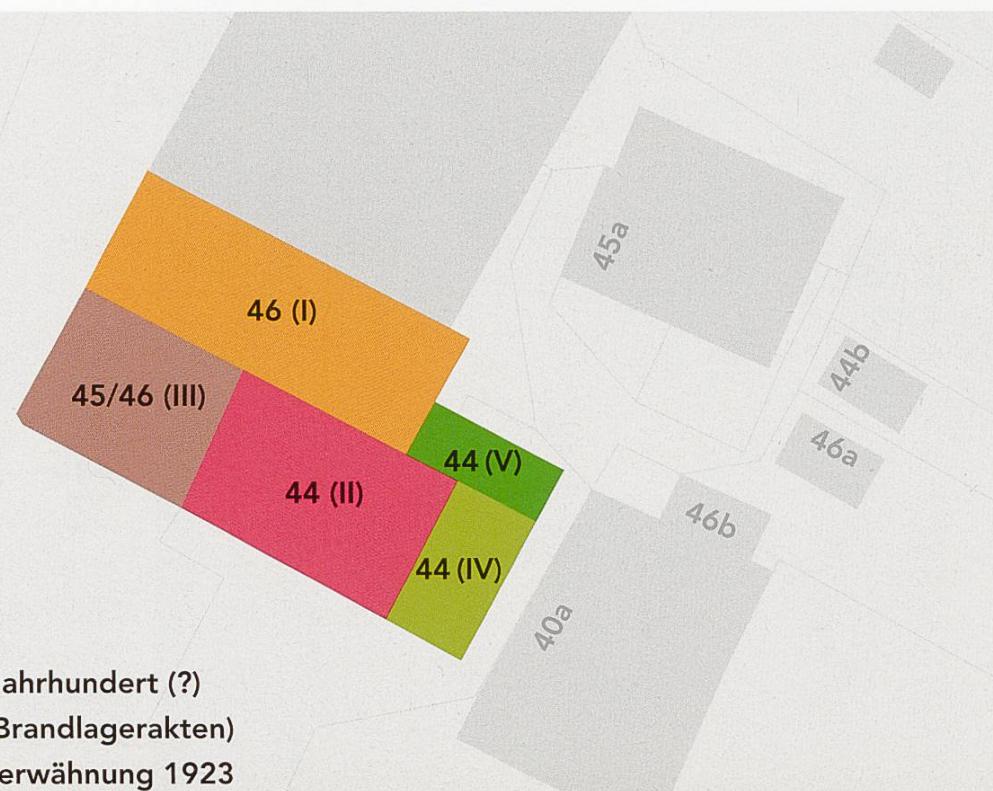
Zu einem bisher unbekannten späteren Zeitpunkt wurde die giebelseitige Laube von Haus Nr. 46

Ausschnitt einer Feldskizze von Georg Friedrich Meyer (um 1680).

Das hervorgehobene Untersuchungsobjekt ist offenbar im Bau.



Der Parzellenplan mit schematischer Abfolge der Grundrisse.



abgebrochen und die Gebäudeecke zwischen den Nrn. 46 und 44 mit der damaligen Nr. 45 – heute zu Nr. 46 gehörend – zugebaut. Zeitlich mit dem Bau von Nr. 45 nicht in Verbindung zu bringen ist der Anbau Ost an Nr. 44 (hellgrün). Der Anbau wurde als unabhängiges Wirtschaftsgebäude konzipiert,

ohne Bezug auf Nr. 44 zu nehmen, beanspruchte jedoch dessen Dachkonstruktion.

Eine interne Verbindung erfolgte wohl erst 1876. Einige Jahre vorher wurde die Nr. 44 unter zwei Brüdern aufgeteilt. Um schliesslich der Beherbergung von zwei Parteien gerecht zu werden, wurde 1876 der Anbau zu Wohnzwecken ausgebaut und mit dem Kernbau über eine Treppe ins erste Obergeschoss verbunden. Jede Wohnung besass neben einer Küche eine Stube und eine Kammer. Die Liegenschaft repräsentiert beispielhaft die bis ins 20. Jahrhundert hinein vorherrschenden engen und einfachen Wohnverhältnisse von Kleinbauern.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
September 2012



Blick über den
Bauerngarten an die
Hauptfassaden der
Liegenschaften Nr. 44
(rechts) und 46.